Feldblumen.

Feldblumen.

Skizzen und Erzählungen

von

ALEXANDRA,

Königlichen Prinzessin von Bayern,
obersten Vorsteherin des Maximilian-Waisen-Stifts
in München.

Der Ertrag ist zum Besten des Maximilian-Waisen-Stifts bestimmt.

München 1856.
Verlag des katholischen Büchervereins.

(Druck von F. S. Hübschmann.)

Vorwort.

Mögen die Leser und Leserinnen dieses Büchlein mit Nachsicht öffnen und darin keinen geistigen Blumengarten erwarten, reich geschmückt mit köstlich duftenden Orangenblüthen, seltenen Rosen und Camelien, lieblich blühenden Myrthenbäumchen und purpurnen Granatblüthen: — sondern mögen sie sich begnügen mit einem einfachen Sträußchen von Feld- Wiesen- Wald- und Alpenblumen: Vergißmeinnicht, Veilchen, Augentrost, Enzianen und Alpenrosen, die auf schroffen Felsen erblühen und nicht durch Kunst, sondern einzig durch Gottes Pflege gedeihen. —

Wie diese Blumen theils Freuden bereiten, theils lindernde Kraft besitzen, so mögen auch diese kleinen Erzählungen eine wohlthätige Erheiterung bieten und milden Trost in ein bekümmertes Herz träufeln.

Welche Freude ist es für die Oberstvorsteherin des Maximilian-Waisen-Stiftes, dem der Ertrag dieses Büchleins geweiht ist, einige Thautropfen zur segensreichen Quelle dieses Stiftes beizutragen, wo bereits zwölf Doppelwaisen von Staatsdienern unsers lieben Bayerlandes eine erwünschte Zufluchtsstätte gefunden haben, nach welcher sich noch so Manche in ihrer Bedrängniß sehnen.

München im Juni 1856.

Servulus.

Die Sonne neigte sich zum Untergange, als ein armer, müder Taglöhner, die Axt auf die Schulter gelehnt, seiner Hütte zuschritt. Der Weg führte ihn längs eines Flusses hin, und er sah in den klaren Spiegel hinein und freute sich daran. Da gewahrte er eine Wurzel, welche gegen das Ufer schwamm. Gewohnt, auch den geringsten Gegenstand, wenn er Nutzen bringen konnte, nicht unbeachtet zu lassen, griff er nach der Wurzel und sagte zu sich selbst: „Das taugt für die Abend-Suppe; es ist eine Petersilien-Wurzel, ich will sie meinem Weib bringen." So that er, und bald lag sie in dem Topfe, um die Kartoffelsuppe schmackhafter zu machen.

Wie freuten sich die hungrigen Kinder, als die Mutter aus der dampfenden Schüssel ihr Lieblingsgericht auf die irdenen Teller schöpfte und sie bedauerten fast den sechs Monat alten Servulus, welcher nichts davon bekam. Das kleine Brüderlein war noch mehrfach zu bedauern; denn seine schwachen Glieder zeigten sich verkrüppelt, und er wollte nicht, gleich den Andern, gedeihen.

Bald nach vollendetem gemeinschaftlichen Abend-Gebete schlief die ganze Familie ruhig ein; sie waren alle gar müde und in diesem Hause hieß es: Früh Abends zu Bette, und früh Morgens wieder auf. —

Doch diesesmal erquickte sie sammt und sonders kein ruhiger Schlaf; Eines nach dem Andern erwachte mit Uebelkeit, und bei jedem stellten sich heftige Krämpfe ein. Obgleich der Vater kaum zu stehen vermochte, schwankte er doch mühsam zum Landarzte und bat ihn um Gotteswillen, doch gleich mit ihm zu kommen. In wenig Minuten waren die Beiden auf dem Wege und als sie in die Hütte

traten, stöhnten Mutter und Kinder unter den heftigsten Schmerzen. Augenblicklich erkannte der Arzt, daß es bereits zu spät, und daß menschliche Hilfe vergebens sei. „Mir scheint es" — flüsterte er dem bedrängten Manne zu, — „daß hier eine Vergiftung statt fand." —

„Eine Vergiftung?" — rief zu Tod erschrocken der Mann, indem seine Wangen noch bleicher wurden. „Wie wäre das möglich? Es gibt in unserm Walde weder Tollkirschen noch giftige Schwämme, die mein kleiner Michel aus Unkenntniß hätte sammeln und heimbringen können."

„Was habt Ihr heute Abend gegessen? —" fragte nun der Arzt.

„Nur eine Kartoffel-Suppe," war die Antwort.

„Wenn hievon noch ein Rest da ist, dann zeigt mir ihn; ich will denselben untersuchen."

„Meine Kinder fanden die Suppe so gut, daß höchstens wenige Löffel voll übrig sind; ich will in die Küche gehen und nachschauen."

„Bleibt, und legt Euch aufs Bett; Ihr könnt ja kaum stehen, ich werde es schon selber finden."

Als der Arzt den Ueberrest sah, war ihm Alles klar geworden. Da lag noch ein Stückchen der zerschnittenen Wurzel. Er erkannte in derselben sogleich den giftigen Wasserschierling. Eilig wandte er nun alle Gegenmittel an, um die Familie zu retten, — lief dann selber zum Priester, daß er geistlichen Beistand bringe, — und die beiden wackern Männer ermüdeten nicht bei ihren Berufs-Pflichten. Doch so segenbringend auch die Himmelsspeise wirkte, — die irdische Arznei war fruchtlos, und nach wenigen Stunden schied ein Glied der Familie nach dem andern aus dem Leben. Die Mutter warf noch einen wehmüthigen Blick auf den kleinen Servulus, segnete ihn mit einem stummen Gebete, empfahl ihn dem Schutze Gottes und der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau Maria, dann schloß auch sie auf ewig das Mutterauge.

Zwei Tage nachher bewegte sich ein langer Trauerzug zum friedlichen Dorfkirchhofe, — denn

Alles nahm innigen Antheil an diesem schrecklichen Unglücksfalle, welcher ein Elternpaar und drei blühende Kinder so schnell dahin gerafft hatte. Die Dorfjugend legte Kränze auf den breiten Todten-Hügel und der Pfarrer ließ ein Kreuz darauf setzen, auf dessen Tafel die sämmtlichen Namen und die schreckliche Todesart verzeichnet war, was zugleich den Lebenden zur Warnung dienen sollte.

Der kleine krüppelhafte Servulus war nun die ärmste Waise auf Gottes weiter Erde. Aber Gott und Menschen verließen ihn nicht. Er wurde auf Gemeindekosten einer braven, gutherzigen Taglöhnersfamilie übergeben, die den Knaben bald so lieb gewann, daß sie ihn wie ihr eigenes Kind betrachtete. Trotz aller Pflege blieb Servulus aber ein schwächliches Kind und die schwachen verkrüppelten Glieder bedurften der Hilfe einer Krücke. Erst mit fünf Jahren konnte er sich mühsam herumschleppen; die Freuden und Spiele der Kindheit mit lustigen Kameraden blieben ihm gänzlich fremd. Dafür wurde er ein sanfter, stiller Knabe, der

sich gerne ganz allein beschäftigte und seiner treuen Pflegemutter niemals Verdruß machte. Obgleich er nur mit großer Anstrengung die Schule besuchen konnte, war er daselbst doch stets der erste und fleißigste; denn er hatte ein verständiges Köpflein und eine unermüdliche Lernbegierde. Schon im ersten Jahre holte er sich den besten Preis und es zog ein freudiges Roth über seine bleichen Wangen, als er denselben der erfreuten Pflegemutter darreichte.

Unser armer Servulus hatte aber auch noch andere Freuden. Die größte war für ihn, wenn er als Chorknabe bei dem heiligen Meßopfer dienen durfte. Da sah er so selig aus, wie wohl die verklärten Engel ausgesehen haben mochten, welche bei der gnadenvollen Geburt Jesu mit lieblicher Stimme sangen: „Ehre sei Gott in dem Himmel, und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!" — hatte er ja doch selber so einen guten Willen.

Als er an einem Gründonnerstage vor Empfang der Seelenspeise in tiefer Andacht versunken

auf den Knien lag, und zum Priester emporblickte, der bei der heiligen Wandlung dem anbetenden Volke die heilige Hostie zeigte, da glühte seine junge Seele in besonderer Andacht. Es war ihm, als ob das Jesuskind selber ihm aus der Hostie entgegenblickte und ihn gar holdselig anlächelte. Zitternd vor innerlicher Wonne begab sich Servulus nach vollendetem Gottesdienste zum greisen Pfarrer, dem er diese wunderbare Erscheinung mittheilte. Der fromme Priester hörte ihn mit Aufmerksamkeit und Rührung an und sprach dann, indem er segnend seine Hände auf des Knaben Haupt legte: „Lobe Gott den Herrn, mein Kind, daß er dein Gemüth so fromm gemacht und dich seiner Liebe gewürdigt hat. Möchtest du deinen Heiland immer deutlicher sehen und erkennen, wie er sich deiner annimmt! Zur Erinnerung an diese schöne Stunde gebe ich dir das Bildniß deines Namenspatrons, der ein Krüppel gleich dir war, den aber Gott zu hoher Heiligkeit führte!“ — Dankbar küßte der Knabe des würdigen Priesters Hand und kehrte hochent-

zückt in sein ärmliches Dachstübchen zurück, das ihm heute schön und festlich vorkam. Er beeilte sich, seiner guten Pflegemutter das Bildchen zu zeigen und ihr die auf der Rückseite angebrachte Lebensgeschichte des heiligen Servulus zu lesen.

Da stand: „Servulus war vom Augenblicke seiner Geburt an bis zu seinem seligen Lebensende ein armer Krüppel, der nie allein zu gehen, zu stehen, noch zu essen vermochte. Stundenlang lag er auf den zur Kirche führenden Stufen und empfing daselbst, während er in Andacht betete, so viel Almosen, als er zu seinem Lebensunterhalte bedurfte, ja, oft noch mehr. Dies Uebrige vertheilte er an seine nothleidenden Mitmenschen und sammelte sich damit Schätze für den Himmel. Servulus bat die ihn Besuchenden, ihm aus dem Worte Gottes und andern frommen Büchern vorzulesen, was ihm einen hohen, geistigen Genuß bereitete. Auch mitten in seinen Schmerzen lobte und pries er Gott, der aus gleicher Liebe Freude wie Kreuz sendet. Durch ein Wunder bezeugte Gott, mit

welchem Wohlgefallen er auf den armen Krüppel herabsehe; denn als seine fromme Seele diese Welt verlassen hatte, verbreitete seine irdische Hülle einen balsamischen Wohlgeruch."

Am Sonntage Nachmittags war es Servulus Freude, im Gärtchen zu sitzen und sich an gemüthlichen Jugendschriften zu ergötzen. Mit welchem Vergnügen las er die schönen Geschichten von den Ostereiern, vom Weihnachtsabende, und wie sie alle heißen, die lieblichen Erzählungen, welche der ehrwürdige Christoph Schmid armen und reichen Kindern zugleich erzählt. So saß er auch an einem milden Maisonntage auf der kleinen Bank, vertieft in die Geschichte des Heinrich von Eichenfels, als er plötzlich das Streiten mehrerer Kinder außerhalb seines Gartens vernahm. Der Unfriede derselben schmerzte ihn so, daß er sein anziehendes Büchlein zur Seite legte, sich den erhitzten Schul-Kameraden näherte und sie einlud, zu ihm in das Gärtlein zu kommen; er wolle ihnen eine gar schöne Geschichte erzählen, die er eben gelesen habe.

Als die Kinder den Krüppel erblickten, lachten und spotteten sie. Doch dieser, obgleich es ihn schmerzte, betete innerlich: „Verzeih es ihnen, lieber Gott! und hilf du mir, daß ich ihren Unfrieden ende.“ Dann schleppte er sich mühsam hinauf in sein Kämmerlein, suchte alle Bilder, die er zum Geschenke vom Pfarrer und Lehrer bekommen hatte, zusammen, und trug sie dann hinab, wo er sie freundlich unter die Kinder austheilte. Das rührte dieselben, beschämt baten sie ihn um Verzeihung und folgten ihm nun ins Gärtchen, wo sie alle miteinander friedlich sich lagerten und seiner schönen Geschichte zuhorchten. Die Zeit entschwand ihnen viel schneller als sonst, und als die Abendglocke läutete und sie nach Hause rief, baten sie Servulus, er möchte ihnen am nächsten Sonntage doch wieder eine Geschichte erzählen. Dieser versprach es mit Freuden und Alle schieden fröhlich, wie nie zuvor.

Servulus war im ganzen Umkreise der Gegend wohl bekannt. Da fügte es sich, daß eine

Dame aus der Stadt den Sommer über im Dorfe zubrachte, welche den armen Knaben bald lieb gewann. Diese lehrte ihn nun, Bildchen zu coloriren, was ihm von Nutzen werden konnte, da sein schwächlicher Körperbau ihn unfähig machte, ein schweres Handwerk zu treiben. Der Knabe zeigte hiezu eine so gute Anlage und bewies so viel Fleiß und Ausdauer, daß schon nach wenig Wochen der Bilderhändler des nahen Städtchens ihm eine große Anzahl lithographirter Bilder zum Malen anvertraute, wodurch er eine Menge Dinge kennen lernte, die er wohl sonst in seinem Leben nie gesehen hätte. Seine freundliche Lehrmeisterin und der gütige Pfarrer erklärten ihm auch all dies genauer und er horchte mit großer Begier auf ihre Unterweisungen. Zudem hatte er schon nach einigen Wochen sich ein paar Gulden verdient, was seine treue Pflegemutter eigens in die Sparkasse legte.

Als die Dame seine großen Fortschritte gewahrte, lehrte sie ihm auch die Kunst, Blumen nach der Natur zu zeichnen und dann zu malen.

Das wurde für Servulus eine neue Freudenquelle, wodurch ihm viele Stunden fröhlich verfloßen, in welchen er gänzlich vergaß, daß er nur ein armer Krüppel sei. —

Da er selber nicht im Stande war, Felder und Wiesen zu durchwandern, schattige Anhöhen und Felsen zu erklettern, so bemühten sich seine Kameraden, die ihn alle seit jenem Sonntag-Nachmittage herzlich lieb gewonnen hatten, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, indem sie statt seiner schöne Blumen suchten, und sie ihm brachten. Sie wetteiferten mit einander, ihm das erste Schneeglöckchen zu pflücken, das im Thal den Frühling leise einläutet. Dann brachten sie ihm Sträuße von Veilchen, Haidekräutern, und vom rothen Seidelbast, welcher mit den lieblichen Alpenrosen einige Aehnlichkeit hat. Später brachten sie ihm weißen Augentrost, das zierliche Schaumröschen, Glockenblumen aller Art, das rothe Marienröschen, Ranunkeln, Himmelssternchen, den freundlich blauen Kinderaugen gleichend, schlanke Gräser aller Art,

— und was überhaupt Berg und Wald in den verschiedenen Jahreszeiten darbietet. —

Während der Rosenzeit glich sein Kämmerlein einem wahren Blumengarten; denn Jedes brachte aus seinem Garten oder von der Hecke, was es zu finden wußte. Da duftete es auch von Nelken und von der bescheidenen Reseda, und später schmückten die silberweißen Lilien und die buntfarbigen Astern sein Stübchen. Verdoppelte Freude gewährte dieser Anblick dem armen Servulus, der in jedem Blumenkelche einen sprechenden Beweis dankbarer, liebevoller Kinderherzen als die schönste Thauperle glänzen sah. Er vermochte es nicht, diese Pflanzen wegzuwerfen, und als einmal die Dame wieder kam, lehrte sie ihn, dieselben zu trocknen und zu pressen. Dadurch gewann er eine ungemein reichliche Blumensammlung.

Bei dem Blumenpflücken fanden die Kinder auch allerlei seltene und glänzende Käfer und Schmetterlinge, und auch diese trugen sie zu ihrem lieben Servulus, der aus Büchern allerlei darüber las,

und auf diese Weise fast ein Naturforscher wurde, wie ihn der freundliche Pfarrer, der ihn mit Büchern versah, scherzweise nannte. Nun hatte die ganze Natur für ihn Leben und Bedeutung, und immer reichere Freuden wurden ihm dadurch zu Theil. Bald hatte sein Stübchen gar nicht mehr Platz für alle diese Sachen. Es kamen immer neue Gegenstände dazu. Besonders freute er sich an den schönen, zierlichen Moosen. Er selbst fand einige Arten an der Mauer, die das Gärtchen umschloß, und die kleine Ursula des Nachbars brachte ihm ganze Taschen voll, von allerlei Gattungen untereinander, die er dann aussuchte und ordnete. —

So waren mehrere Jahre dahingeschwunden, Servulus hatte Liebe gesät — und Liebe geärntet. Wie viel Nutzen bringt doch oft Ein freundliches Wort, Eine sanfte That, das Verzeihen bei kleiner Beleidigung! —

Er war zum Jünglinge herangereift und fand bei seiner Beschäftigung mehr als genügenden Verdienst, womit er seine Pflegemutter unterstützen

und ihr Alles, was sie an ihn gewendet, ersetzen konnte. Da geschah es, daß eines Sonntags ein Musiklehrer sich neben ihm in der Kirche befand.

Als die Gemeinde das Lied anstimmte und Servulus einfiel, erstaunte sein Nachbar über die schöne, sonore Stimme, welche an sein Ohr tönte. Nach dem Gottesdienste machte der Musiklehrer dem Servulus zu seiner Ueberraschung das Anerbieten, ihm Unterricht im Singen zu geben. Freudig nahm dieser dasselbe an, und machte in der schönen Kunst in kurzer Zeit schnelle Fortschritte. Denn der liebe Gott senkt oft, gleichsam zur Entschädigung, in eine schwache Körperhülle reiche Gaben geistiger Art. Fromme Lieder erquickten nun oftmals seine Seele, wenn ihn der Gedanke niederdrücken wollte, daß er für die ganze Zeit dieses Erdenwallens in die hinfällige und garstig entstellte Hülle gebannt sei. Oftmals hörte der Landmann, von seinem Tagewerke heimkehrend, folgendes Lied, das Servulus vor allen andern liebte:

„Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel,
Und so manches Sehnen
Nach verborg'nem Ziel?
O ihr lieben Brüder,
Fasset frommen Muth!
Drängt den Kummer nieder,
Alles wird noch gut!

Aufgeschaut mit Freuden
Himmelan zum Herrn!
Seiner Kinder Leiden
Siehet Er nicht gern.
Er will gern erfreuen,
Und erfreut so sehr!
Seine Hände streuen
Segen rings umher.

Der ist bis zum Grabe
Wohlberathen hie,
Dem der Herr die Gabe
Des Vertrau'ns verlieh;

Dem macht das Getümmel
Dieser Welt nicht heiß,
Der getrost zum Himmel
Aufzuschauen weiß."

Obgleich nun Servulus längst die Kinderjahre zurückgelegt hatte, liebte er die Kleinen doch ganz besonders. Oft versammelte er eine Schaar um sich, und an seinem Namenstage machte er sich stets die Freude, dieselben in den Garten zu laden und sie mit einem ländlichen Vesperbrode zu bewirthen. Da gab es Milch, Butter, Honig und wohl auch noch einen Festkuchen aus dem Städtchen. Hiezu legte er sich jährlich von seinem Erwerb, den das Malen der Bilder abwarf, ein Sümmchen zurück, und die Kinder freuten sich stets schon wochenlang zuvor auf diesen festlichen Tag.

Servulus hatte bereits das fünf und zwanzigste Jahr erreicht, als in seinem Wohnorte eine ansteckende Krankheit ausbrach. Bald wurde davon seine treue Pflegemutter ergriffen. Servulus wich Tag und Nacht nicht von ihrem Bette, und als sie

den Wunsch aussprach, die heiligen Sterbsakramente zu empfangen, eilte er, so gut es ging, trotz der frostigen Regenschauer, die eben fielen, zum Pfarrer, um ihm das Verlangen der Schwererkrankten mitzutheilen, und fügte die Bitte bei, bei dieser Gelegenheit gleichfalls das heilige Abendmahl empfangen zu dürfen; denn eine Ahnung durchzog seine Seele, daß auch seine Lebenstage gezählt seien. Der fromme Priester, dem das schöne, reine Gemüth des Jünglings bekannt war, willigte mit Freude ein.

Inzwischen war der Himmel wieder wolkenlos geworden und die Sterne blickten golden durch die Nacht, während der Priester und Servulus langsam durch die Gassen schritten. Feierlich empfingen darauf jene Beiden die heiligen Sakramente und lobten Gott, in dessen Hand Leben und Tod liegt. — Wie man schon öfters wahrnahm, daß nach dem Empfange des heiligen Abendmahls in einer Krankheit auch der Körper den Segen verspürt, so ging es auch hier: die alte Pflegemutter sank in einen erquickenden Schlummer, der mit Recht als

eine rettende Krisis vom Arzte erkannt ward. Doch anders fügte es Gott mit Servulus. Er hatte sich in der Nachtluft erkältet, seine Kräfte waren ohnedem durch die Pflege der Kranken erschöpft, und schon am andern Tage lag er lebensgefährlich darnieder. Eine innere Stimme sagte ihm, daß die Krankheit zum Tode führe. Da dankte er seinem so gütigen Pfarrer und der treuen Pflegemutter innig für alle erwiesenen Wohlthaten, und sich freuend der ihn erwartenden Herrlichkeit des Himmels, auf die er im Vertrauen auf des Heilands Erlösungswerk zuversichtlich hoffte, und voll der Sehnsucht, seinen heiligen Namenspatron zu sehen, der hienieden auch gelitten und dessen Vorbild ihn oft getröstet hatte, empfahl er seine Seele dem Herrn und entschlief nach kurzem Krankenlager und einem leichten Todeskampfe sanft und selig. —

Nach seinem Tode, den seine treue, wiedergenesene Pflegemutter, so wie alle seine jungen Freunde und Bekannte herzlich beweinten, fand man in seinem Kasten bei seinen Farben und Bildern ein

Testament, in welchem er den Wunsch ausdrückte, daß seine sorgfältig angelegten verschiedenen Sammlungen verkauft werden möchten; von dem Erlöse derselben aber sollte, — je nachdem er groß oder klein ausfiele, — armen Kindern eine Unterstützung gegeben und jährlich am Feste seines Namens-Patrons eine Messe gelesen und dann allen Kindern des Dorfes ein kleines Fest bereitet werden.

Die

Frucht einer Fastenpredigt.

Der Gottesdienst war beendet und die Menge verließ die Kirche, sich nach allen Seiten hin zerstreuend. Darunter befand sich auch der Gutsbesitzer mit seiner Gattin, welche der Fasten-Predigt beigewohnt hatten. Eine kurze Zeit lang schritten sie stillschweigend neben einander hin. Das Wort des Priesters hatte einen tiefen Eindruck auf ihre Seele gemacht, dem man so gerne noch den Nachklang in frommem Schweigen gönnt. Endlich aber besprachen sie sich auf trauliche Weise über den tief ergreifenden Inhalt der Predigt. Der fromme Priester hatte die Entbehrungen, Aengsten, die Verlassenheit, den Spott und die gräßlichen Schmerzen unsers Heilandes geschildert, was Er Alles, obgleich

der Undank der Welt unverhüllt vor Seinem allwissenden Auge lag, freiwillig aus reiner Liebe für die Menschheit zu ihrer Erlösung erduldete. Diesem erhabenen Bilde hielt der fromme Priester die Lieblosigkeit der Menschen unter einander entgegen, wie Jeder nur an sich und sein eigenes Wohl denke, während Gott uns ein solches Muster der Liebe aufgestellt und uns zugleich Gelegenheit gegeben habe, Ihm Dank und Gegenliebe zu erweisen, indem unser göttlicher Heiland ja jedes Werk der Barmherzigkeit, das wir an unsern Nebenmenschen üben, als an Ihm selbst geübt, anerkennen will, und Seine Person es ist, die wir in den Hungrigen speisen, in den Durstenden tränken, in den Armen bekleiden, in den Kranken besuchen. Es war ihnen in diesem Augenblicke, als ob die ganze Noth der Gemeinde aufgedeckt vor ihnen liege und sie bedauerten aufrichtig, daß ihre Glücks-Umstände nicht ausreichten, all der großen Noth zu steuern.

Unter diesen Gesprächen hatten sie die Haus-

flur erreicht, wo ihnen der Bediente mit einem großen Briefe entgegen kam. — Erstaunt rief der Gutsbesitzer:

„Dieses Schreiben kommt aus Amerika! Seltsam! von wem mag es herrühren, da ich keinen Verwandten noch nahen Freund in diesem Welt-Theile besitze?" —

In seinem Zimmer angelangt, öffnete er in großer Spannung den Brief; — ein glühendes Roth überzog sein Gesicht und er theilte seiner Gattin mit, daß ein Jugendfreund seines verstorbenen Vaters, welchem dieser einst sein Leben rettete, ihm, dem Sohne, testamentarisch 300,000 fl. vermacht habe. Den Brief bei Seite legend, faltete der Gutsherr dankbar die Hände und sprach hierauf zu seiner Gattin: „Nun sind wir im Stande, was wir kurz zuvor gewünscht haben, theilweise auszuführen. Gott hat unsere Herzen durch Verkündigung Seines Wortes mitleidig gegen die Nebenmenschen gestimmt. Laß uns Seinen heiligen Fingerzeig wahrnehmen. Die Hälfte dieses Ver-

mächtnisses sei wohlthätigen Zwecken zugewendet!" Seine fromme Gattin stimmte freudig ein, und das ungeahnte Glück erhielt dadurch noch einen höhern Werth.

Der Gutsherr fuhr fort: „Nun vermag ich einen lang gehegten Plan auszuführen, nämlich eine Armenküche zu gründen, wo die bedürftigen Kranken und Altersschwachen des Ortes und der Umgegend die angemessenen, vom Arzte verordneten Speisen und Getränke erhalten."

„Und ich" — fiel ihm die Gattin in die Rede, — „habe auch längst im Stillen Pläne geschmiedet und will sie, mit deiner Erlaubniß, ausführen."

„Nun, so laß hören!" — sprach rasch und freudig der Gatte. Dieselbe fuhr fort: „Als ich neulich durch die umliegenden Dörfer lustwandelte, sah ich eine Menge zerrissene Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Die Leute unserer Gegend verstehen sich gar wenig auf das Ausbessern derselben, und so geht sie vor der Zeit zu Grunde. Wie nothwendig — sagte ich damals zu mir selbst — wäre die Grün-

bung einer Nähschule, wo die Mädchen von Jugend auf angehalten würden, jegliches, auch das allerkleinste Löchlein, zu flicken; dadurch würde nicht nur eine Ersparniß in den Kleidungsstücken durch ihre längere Erhaltung erzielt, sondern auch noch ganz besonders die Ordnungsliebe befördert werden."

Freudig sprach der Gatte: „Das ist ein vortrefflicher Plan und gerne betheilige ich mich an demselben durch Herbeischaffung der nöthigen Summe. Ich habe aber noch einen Lieblingsgedanken, den ich dir mittheilen will. Gar zu gerne möchte ich eine Musteranstalt für inländische Seidenzucht gründen; dabei könnte ich viele Menschen beschäftigen und vor Elend schützen."

Auch dieses Vorhaben wurde von der Gattin gebilligt, und die Beiden besprachen sich noch oft und ausführlich, wie Alles am Besten einzurichten sei.

Inzwischen kam der Gutsherr wirklich in Besitz seiner unverhofften Erbschaft. Ueberall herrschte große Freude und Theilnahme darüber, denn durch seine

Menschenfreundlichkeit hatte er sich bereits die allgemeine Liebe erworben.

Es dauerte nicht lange, so traten auch die drei besprochenen Unternehmungen zur Freude der Landbewohner ins Leben. Zuerst wurde die Armen-Küche eröffnet und einer sehr verständigen und fähigen Wittwe anvertraut. Die wohlthätige Dame leitete Anfangs selbst Alles und sie und ihr Gemahl wohnten oft der Austheilung der Armen- und Krankenkost bei. Der segensreiche Erfolg zeigte sich in Bälde: viele kränklichen Kinder erstarkten augenscheinlich; die Genesung manches Familienvaters wurde befördert und der Zeitpunkt beschleunigt, wo er wieder im Stande war, Brod für seine Angehörigen zu verdienen; eine alte, kränkliche halbtaube Wittwe ward durch die nahrhafte Kost so gestärkt, daß sie zur Verwunderung Aller bald rüstig einher schritt und sogar ihr Gehör wieder erhielt.

Schon in demselben Frühlinge wurde eine große Anzahl Maulbeerbäumchen gesetzt und der

Grundstein zur Musteranstalt der Seidenzucht gelegt. Nach einiger Zeit zeigte sich auch der Segen dieses Unternehmens. Eine große Anzahl Bedürftiger, darunter viele Kinder, Wittwen, Bejahrte und Gewerbsbeschränkte fanden hiebei Beschäftigung. Ein armer Mann, der seine beiden Füße verloren hatte, wurde zur Fütterung der Würmer auserlesen. Der Gutsherr vertheilte viele Bäumchen theils unentgeldlich, theils gegen geringen Preis und kaufte wieder die feilgebotenen Blätter an. Alles war bald im besten, segensreichsten Gange.

Als der Herbst herannahte, wo die Dorfmädchen nicht mehr im Felde benöthigt waren, trat auch die Nähschule ins Leben, welche, da die unter der Leitung der umsichtigen Dame stehende Lehrerin nicht nur geschickt war, sondern auch eine vortreffliche Weise besaß, mit Kindern umzugehen und ihnen das Lernen angenehm zu machen, gerne besucht wurde, und einen guten, veredelnden Einfluß auf die ländliche Bildung und Gesittung übte. Der Hauptunterricht bestand in Nähen, Stricken,

Flicken und Spinnen. Ein paar Mädchen lernten nebstdem auch noch Kirchenblumen aus farbigem Papiere bilden, was beim nächsten Kirchenfeste allgemeine Freude und Bewunderung erregte. Einigen geschickten Kindern zeigte die freundliche Dame selber aus feinem Stroh Geflechte machen: als Matten, Schuhe, Taschen, runde Strohhüte und dergleichen. Wie freute sich die edle Frau, daß sie während ihres Aufenthaltes in Italien diese Geschicklichkeit errungen hatte, die ihr nun so gut zu statten kam!

Die Einführung dieser drei Anstalten, an welche sich noch viele Wohlthätigkeitswerke reihten, verlieh dem sonst so eintönigen Landleben einen neuen Reiz. Oft gestanden sich die beiden wohlthätigen Ehegatten, daß sie dabei eine höhere Freude empfänden, als die Vergnügungen der Welt ihnen zu bieten im Stande gewesen waren. —

Wenigen wirft das Glücksloos freilich solch eine amerikanische Erbschaft zu; aber auch geringere Mittel vermögen bei gutem, menschenfreundlichem Willen und fester Ausdauer Großes zu leisten.

Und wie viele Menschen sind mit Reichthum gesegnet, dessen Verwendung ihnen oft nur Langeweile verursacht. O möchten Alle, die von dieser ansteckenden Krankheit befallen sind, sich einer verborgenen Quelle nahen: thätige Barmherzigkeit genannt! — sie bietet ein heilsames Mittel gegen jene Krankheit; — und möchten alle Fastenpredigten mit so reichem Erfolge gekrönt sein, wie jene, welche die wohlthätige Gutsherrschaft in dem kleinen Dorfkirchlein anhörte zu ihrem eigenen Heile und dem Segen ihrer Mitmenschen.

Karoline.

An einem schwülen Mainachmittage entdeckte ich auf der Rückkehr von einer Bergpartie, daß sich plötzlich der blaue Himmel mit dunklem Gewölke überziehe und ein Gewitter auszubrechen drohe. Bereits rauschte der Wind in den Bäumen und es war offenbar, daß ich unmöglich vor Ausbruch des Wetters nach Hause gelangen konnte. Ich beschloß also, eine Zufluchtsstätte zu suchen; aber der Wald, in dem ich mich befand, hinderte mich, ein schützendes Obdach zu entdecken. Endlich wehte mir der Wind einen willkommenen Fliedergeruch zu; ich sage „willkommen" weil er mir die Nähe einer menschlichen Wohnstätte verkündete.

Bald nach dem Austritte aus dem Tannen-

Walde gewahrte ich zu meiner Freude ein freundliches Gebirgshäuschen, dicht von Reben umrankt, welche bis zur hölzernen Gallerie, die das Haus umgab, hinaufreichten. Das anstoßende Gärtchen schmückte eine Laube mit Flieder, Geißblatt und Jasmin. Dort erblickte ich eine hübsche, schlanke Bauersfrau, emsig beschäftigt, Blumen abzuschneiden, welche sie dann jederzeit sorgfältig in ein Körbchen legte, das ihre älteste Tochter hielt, während die kleinern Kinder im Grase spielten.

Als ich sie bat, mich während des Gewitters aufzunehmen, endete sie sogleich ihr Geschäft und wollte mich in die Stube führen. Ich zog aber vor, so lange als möglich im Freien zu verweilen, und ergötzte mich an den schönen Blumen, von denen mir besonders eine Moosrose gefiel, welche den Mittelpunkt des Körbchens bildete.

„Auch ich habe eine Vorliebe für diese Blume,“ sagte freundlich lächelnd die Frau, „doch den Grund kann ich Ihnen erst hernach sagen. — Magdalena, geh' in die Stube und hole einen Stroh-

sessel," — sprach sie zu ihrem Töchterlein gewendet, die sogleich davon eilte. Dann fuhr sie fort, zu erzählen:

„Als nämlich Magdalena sah, wie ich meinen Garten plünderte, um am morgigen Frohnleichnamsfeste die Wege, über welche das hochwürdige Gut getragen wird, zu bestreuen, schlich sie sich zu ihrem eignen Blumenbeet und betrachtete lange diese Rose, die erst am Morgen zu ihrer Freude aufgeblüht war. Endlich pflückte sie dieselbe nach einem innerlichen Kampfe ab, brachte sie mir und fragte mich, ob man die schöne Rose denn nicht zum Schmucke des Tabernakels verwenden könne, dem lieben Gott gönne sie dieselbe ja von Herzen. Das hat mich fast gerührt; denn ich wußte, wie Magdalena an ihrer Rose hing, deren Aufblühen sie kaum erwarten konnte. Hatte sie mich doch eines Morgens gefragt, ob sie mit dem Finger nicht nachhelfen dürfe, damit sie sich eher entfalte."

Magdalena war inzwischen zurück gekommen

und brachte mir einen Stuhl. Ich sah das Mädchen mit wahrer Freude an, denn fromme Kinder sind ja fast den Engeln gleich. Die Mutter zeigte mir hierauf ihren ältesten Buben, den sechsjährigen, von der Sonne gebräunten Hans, der eben einige graue Täubchen fütterte, welche ganz zahm zu seinen Füßen die Körner aufpickten. Dabei sah der Knabe so seelenvergnügt aus, als sei die ganze Welt sein eigen. Dann kam die Reihe an das jüngste Kind, ein blondes, acht Monate altes Mädchen, das im Grase lag und schlummerte, vom zartesten Roth überhaucht, ein wahres Engelsbildchen.

Schon fielen einige Tropfen und der Wind erhob sich stärker. Der Vater eilte vom Felde heim; die Mutter trug die kleine Anna, welche erwacht war und aus vollem Halse schrie, sanft beruhigend und liebkosend ins Haus, und ich folgte mit Magdalenen und Hans, die sich an meine beiden Hände hängten. In der reinlich gescheuerten Stube fand ich die ehrwürdige Großmutter, am Spinnrade

sitzend, und während die Mutter einige Geschäfte besorgte, kam die Alte ins Plaudern und willfahrte gerne meiner Bitte, mir Einiges von ihrer Tochter und ihren Enkeln zu erzählen. Ich lauschte ihren Worten, während der Regen in schweren Tropfen an die Fensterscheiben schlug, der Donner an der nahen Felswand prächtig widerhallte, der Blitz die dunklen Wolken durchzuckte und für Augenblicke die Wohnstube grell erhellte.

„Meine Tochter" — begann die treuherzige Alte, — „hat mir in ihrem ganzen Leben niemals Kummer, hingegen viele Freude gemacht. Als Karoline achtzehn Jahre zählte, schickte ich sie wöchentlich einmal in das nachbarliche Städtchen, um Blumen zu verkaufen, die wir selbst in unserm Garten zogen; denn wir waren niemals reich und mußten immer daran denken, etwas zu verdienen. So saß sie einmal an einem heißen Juli-Nachmittage auf dem Marktplatze und hatte bereits alle Büsche verkauft, bis auf einen, in welchem Lilien, Rosen und die wohlriechende Reseda verbunden

waren. Es wäre ihr sehr erwünscht gewesen, wenn sie diesen letzten auch bald angebracht hätte, um heimkehren zu können."

Da kam, wie gerufen, ein junger Unteroffizier herbei, der den Strauß betrachtete und große Lust zeigte, ihn zu kaufen. Aber er sagte lächelnd: „Ich habe kein Geld bei mir und kann Euch erst morgen bezahlen; wollt Ihr mir so lange borgen auf mein ehrliches Gesicht hin? Ich lasse Euch dagegen zum Pfande diesen Vergißmeinnichtstrauß, den ich so eben erst selbst gepflückt habe. Seid Ihr's zufrieden?"

Karoline lachte und entgegnete: „Ich gehe den Vertrag ein, und wenn Ihr mich auch gar nicht bezahlt, so ist auch nicht viel verloren; ich habe ja einen Tauschhandel gemacht." —

Als Karolina zurückgekehrt war, erzählte sie mir unbefangen und lachend Alles Wort für Wort. Ich verstand den Sinn sogleich gar wohl; sie aber in ihrer Einfalt hatte keine Ahnung von einer tieferen Bedeutung jener Worte.

„Am andern Tage klopfte es an der Thüre und der junge Unteroffizier trat herein, um seine kleine Schuld zu bezahlen. Wir stellten ihm eine Schüssel voll Milch vor, er plauderte lustig und entfernte sich bald wieder. Von dieser Zeit an kaufte jedoch derselbe regelmäßig am Markttage von Karolinen einen Strauß."

„Darüber war ein Winter hingezogen und dann wurde es wieder Frühjahr. Wir kehrten eines Tages mitsammen von einer benachbarten Dorfkirche heim, als wir einem jungen Bauern begegneten, den Karoline alsbald erkannte. Es war kein Anderer, als der Unteroffizier. Er näherte sich uns und erzählte, daß er vor Kurzem den Militärdienst verlassen und nun ein kleines, vom Vater ererbtes Gütchen übernommen habe, sich aber recht verlassen und einsam vorkomme, weil er gar keine verständige Ansprache hätte. „Könnt Ihr mir kein braves Mädchen anrathen, die sich zu meinem Weibe eignen würde?" — fragte er mich plötzlich mit einem Seitenblicke auf Karoline. „O, da muß

man selber wählen," sagte ich, und sah ihn an. Er wurde ganz roth und entgegnete: „Ja, gewählt hätte ich schon; aber ich weiß halt nicht, ob die, welche ich meine, mich mag." Nun schaute er nicht mehr auf mich, sondern auf Karolinen, und diese wurde glühroth. Das galt ihm als Jawort, und er wandte sich nun mit der offenen Bitte an mich, seinem Glücke nicht im Wege zu stehen; er wolle gewiß Karolinen auch glücklich machen, und er hätte oft schon den lieben Gott gebeten, sie zusammenzuführen. — Ich hatte von dem jungen Menschen nur Gutes gehört und so willigte ich nach einiger Bedenkzeit ein."

„Nach einem kurzen, glücklichen Brautstande brach endlich der Hochzeittag an. Es war ein schönes Paar Leute, ich muß es gerade heraus sagen. Dem Bräutigam stand die rothe Weste mit den glänzenden Knöpfen noch besser, als sein Militärrock. Auf den mit einer Goldschnur besetzten Hut hatte Karoline einen schönen Blumenstrauß gesteckt, und ein noch schönerer prangte im Knopf-

loche seines Rockes, weil sie ja doch durch Blumen miteinander bekannt geworden waren. Die Braut sah frisch und glücklich aus; auch sie war mit einem Blumenkranz geschmückt, und ihre Kameradinen hatten ihr silberne Ketten geliehen, — ich hätte ihr keine kaufen können. Bei unserm kleinen Mahle, dem auch der Herr Pfarrer beiwohnte, waren wir recht heiter und froh, und es fehlte nichts zum Glücke des Tages. Hiemit war aber unser Glück nicht geschlossen, es dauert vielmehr fort; denn es herrscht Eintracht und Liebe bei uns, und der Fleiß und die Ordnung helfen auch zu einem guten Fortkommen. Karoline besorgt die Haushaltung und hilft auf dem Felde draußen, während ich die Kinder hüte, und spinne, daß im Kasten die dauerhafte Leinwand nicht fehle."

Während dieser Erzählung hatte Karoline das Abendessen bereitet und brachte nun eine Schüssel voll dampfender Kartoffeln herein, zu denen sie mich auch freundlich einlud. Hans bat den Vater, doch mit ihnen das Kartoffellied zu singen, welches

ihm gar so gut gefalle, damit ich es auch höre. Anfangs verweigerte er es, da ihn meine Gegenwart in Verlegenheit setzte, doch endlich, auf mein wiederholtes Zureden, stimmte er das bekannte Lied an:

Pasteten hin, Pasteten her,
Was kümmern uns Pasteten!
Die Kumme hier ist auch nicht leer
Und schmeckt so gut, wie aus dem Meer,
Wie Austern und Lampreten.
Und viel Pasteten und Bäckerbrod
Verdirbt nur Blut und Magen;
Die Köche kochen lauter Noth,
Sie kochen uns noch eher todt.
Ihr Herren, laßt's euch sagen:
Schön röthlich die Kartoffeln sind
Und weiß, wie Alabaster,
Verdau'n sich lieblich und geschwind,
Und sind für Mann und Weib und Kind
Ein rechtes Magenpflaster. —

Endlich war das Gewitter vorübergezogen und es erschien ein herrlicher Regenbogen am Himmel,

der mich zur Heimkehr mahnte. Als ich dem Landmanne ein Geldstück für die Bewirthung reichen wollte, weigerte er sich, es anzunehmen. Da ich aber darauf bestand, gab er es dem armen Bergknappen, der, um ein Almosen bittend, eben in die Stube trat. Für die freundliche Aufnahme dankend, entfernte ich mich, während sie mich treuherzig einluden, bald wieder zu kommen. —

Erst nach drei Jahren fügte es sich, daß ich den Wunsch der guten Landleute, welcher auch zugleich der meinige war, erfüllen konnte. Aber wie hatte sich in dem kurzen Zeitraume Alles so traurig verändert!

Als ich an der bekannten Thüre zu wiederholten Malen geklopft hatte, vernahm ich endlich eine matte Stimme, welche „herein" rief. Bei meinem Eintritte gewahrte ich die einst so blühende Karoline im Bette; ihr Aussehen machte mir einen schmerzhaften Eindruck; denn auf ihren eingefallenen, mit rothem Punkte gefärbten Wangen stand eine gefährliche Krankheit geschrieben. Aber bald erfuhr

ich, daß noch viel Anderes, noch ein furchtbares Unglück sich hier zugetragen habe. Mit matter Stimme und in Unterbrechungen begann die Kranke:

„Ach, wie viel hat sich seit Ihrem letzten Besuche in diesem Hause verändert! Schon wenige Monate hernach verlor ich meine kleine Anna. Abends noch, während ich ihr die Milchsuppe gab, lachte sie mich freundlich an, und in der Nacht darauf wurde sie von heftigen Fraißen überfallen und starb in meinen Armen, als der Morgen zu dämmern anfing, das Herzenskindlein, das auf einmal drei Zähnchen bekommen hatte.“

„Bald darauf befiel mich eine schwere Krankheit, und als ich wieder zum ersten Mal das Bett verließ und am Fenster stand, freute ich mich des Lebens; denn mein Blick fiel auf meine zwei Kinder, die eben aus der Nachbarschaft heimkehrten. Schon hatten sie den schmalen Pfad durch das Kornfeld zurückgelegt, sie trugen in ihren Händen Sträuße blauer und rother Feldblumen; dann, nachdem die Wiese durchschritten war, ge-

langten sie zur Brücke, unter welcher das Wasser, von langem Regenwetter angeschwellt, tosend dahin rauschte. Da ergriff mich eine Bangigkeit, die sich bald zu einer schrecklichen Angst steigerte; denn ich gewahrte, wie Hans immer in das Wasser hinunter sah und sich an das schwache Geländer lehnte. Plötzlich entfuhr mir ein Schrei der Verzweiflung — ich sah das Geländer brechen und mein Kind hinabstürzen. In diesem Augenblicke, als ich ungeachtet meiner Schwäche ihm zu Hilfe eilen wollte, gewahrte ich, wie Magdalena dem Knaben ins Wasser nachsprang, um ihn zu retten."

„Schon war derselbe von ihr glücklich erreicht und schon erfüllte mich freudige Hoffnung: da wurden plötzlich die beiden Kinder, welche sich in Todesangst fest umklammert hielten, von einem Wirbel ergriffen, hinabgezogen in die Tiefe und verschwanden vor meinen Blicken."

„Dieß brach meine Kraft vollends; das Bewußtsein entschwand mir und ich sank ohnmächtig nieder."

„Die Sonne war bereits untergegangen, als ich im Bette erwachte, und mein Blick fiel zuerst auf meinen Mann, der mit gefalteten Händen vor mir stand. „Ach! wie schwer ist es, alle seine Kinder überleben zu müssen!“ schluchzte ich nun unter einem Strome von Thränen, und mein armer Mann konnte mich nicht trösten; denn er hatte inzwischen selber den größten Kummer ausgestanden, den Eltern erleben können — er hatte seine Kinder den Wellen entrissen, aber als zwei blasse Leichen, die er in seinen Armen heimtrug.“

Nachdem wir Beide die theuren Ueberreste unserer Kinder lange mit heißen Thränen benetzt hatten, fielen unsere Blicke auf ein Kruzifix, an dessen Fuße Maria und Johannes standen. Dieser Anblick stärkte uns Beide, indem er unsere gebeugten Herzen zum Himmel erhob. Von diesem Augenblicke an ward es mir leichter, den schweren Verlust zu ertragen. Obgleich wir jetzt noch nicht einsehen, warum Gott uns diese schwere Prüfung auferlegte, so bin ich doch fest überzeugt, daß es

aus liebevoller Absicht geschah, und daß wir einstens hiefür Gott innig danken werden."

Nun verließ ich die Kranke; denn ich sah, daß sie von der schmerzlichen Mittheilung und dem Reden ganz erschöpft war. Ich mußte jedoch versprechen, bald wieder zu kommen.

Am darauffolgenden Tage war ich eben im Begriffe, den vorgenommenen Krankenbesuch zu wiederholen, als mir Karolinens Mann und die alte Großmutter weinend entgegen traten und mir die Trauerkunde brachten, daß die fromme Dulderin bei Tagesanbruch von dieser Erde geschieden sei. —

Weinend theilten sie mir nun Manches mit, was mit ihren letzten Augenblicken im Zusammenhange stand. Sie erzählten mir, daß Karoline vor ihrem Tode von einem seligen Traume getröstet worden sei, in welchem sie ihre drei Kinder in Gestalt lieblicher Engel erblickt habe, ihr zuwinkend mit einem Kranze glühendrother Rosen. Bald darauf sei sie sanft und ruhig verschieden.

Sie baten mich, die irdische Hülle der Hin-

geschiedenen zu besuchen und ein Vaterunser für ihre Seele zu sprechen.

Es war ein beruhigender Anblick, die fromme Dulderin, von Blumen umgeben, im Sarge liegen zu sehen; denn aus ihrem blassen Antlitze waren alle Leiden entfernt, ein himmlischer Friede lag darauf ausgebreitet, — es glich einer stillen Abend-Landschaft, in der kein Lüftchen säuselt und welche schlummernd des neuen Morgenroths harrt.

O, es ist erbauend, eine selig Entschlafene zu betrachten, die während ihres Lebens eine treue Arbeiterin im Weinberge des Herrn war; heiß ist der Kampf gewesen, aber groß wird nun ihr Lohn im Himmel sein! —

Warum erregt der Gedanke an den Tod bei Vielen nur Schauder und Furcht? Keiner kann doch auf dieser Erde immer verweilen und Keiner vermag diesem wichtigen Scheidepunkte zu entrinnen!

Kommt Alle und nahet euch der entseelten Hülle einer so tugendhaften, pflichttreuen Mutter

und Frau! Da erscheint der Tod in einem viel mildern Lichte — ja — einem grünen Eilande vergleichbar, nach dem sich der müde Reisende vom stürmischen Meere aus sehnt, um dort von den mannigfachen Beschwerden der Reise in Frieden ausruhen zu können.

Ein Demant.

Vor einigen Jahren lebte in einem kleinen Städtchen des Schwabenlandes ein allgemein geachteter Glaser, welcher mit seinem Handwerke auch noch ein Verkaufsgeschäft verband. Sein Laden wurde gerne besucht, da sich in demselben hübsche Gegenstände aus der Steigerwald'schen Fabrik befanden, die eine so reiche Mannigfaltigkeit den Kauflustigen darbietet.

Doch es liegt oft im Erziehungsplane Gottes, den Menschen auf rauhen Wegen zu seinem Ziele zu führen. Allgemach trübten sich die Glückszustände der Familie; es kam Verlust auf Verlust, kleine und große Unglücksfälle reihten sich aneinander, das blühende Geschäft gerieth in Stockung, der Glaser sah sich genöthigt, seine kleinen Erspar-

nisse anzugreifen; die wachsende Theuerung zehrte endlich Alles auf und die bitterste Armuth trat an die Stelle ehemaliger Wohlhabenheit. Zuletzt sah sich der bedrängte Familienvater genöthigt, eine sich bietende Gelegenheit zu benützen und das selbst erbaute Häuschen nebst dem daran befindlichen Laden zu verkaufen, um nur seine Gläubiger zu befriedigen. Diese Nothwendigkeit war für die ganze Familie eine schwere, bittere Aufgabe; aber der Spruch: „Ehrlich währt am längsten" — siegte, und an einem schönen Frühlingsmorgen verließen sie traurig die liebe Heimath, an die sich jedes gute Menschenherz durch die stärksten Bande gekettet fühlt. Sie wanderten dem Ufer eines großen See's zu, wo sie vorhatten, sich niederzulassen; denn dort bot man eben eine Wiese mit einem armseligen Holzstadel zum Verkaufe aus. Dieses kleine Besitzthum wünschte der ehemalige Glaser und Kaufmann zu erwerben; doch der hiefür geforderte Preis, so mäßig er auch war, überstieg dennoch bei weitem seine geringen Mittel.

Sobald jedoch der Eigenthümer von der bedrängten Lage und dem Wunsche des Familienvaters hörte, erbot er sich freundlich demselben das kleine Anwesen zu überlassen, mit der tröstlichen Erklärung, daß sie die Schuld nach und nach abtragen könnten. So dankbar der arme Mann nun auch dies willkommene Anerbieten annahm, so war doch der Einzug in das ärmliche, bretterne Obdach von wehmüthigen Gefühlen begleitet. Lebhaft stand vor seiner Erinnerung jener frohe Tag, wie er einst vor zwölf Jahren mit seiner Gattin, als glücklich Neuvermählter, zum ersten Male das festlich geschmückte Haus betreten hatte, in welchem im Laufe der Zeit ihm fünf Kinder geschenkt worden waren, die er nun der bittersten Armuth anheim gegeben sah.

In dem ärmlichen Stadel befand sich natürlich weder Herd noch Ofen. So lange die gute Jahreszeit währte, ward der Mangel derselben weniger fühlbar; die liebe Gottessonne leistete ja reichlichen Ersatz. Aber als der Winter, begleitet

von Nebel, Schnee, Eis und heftigem Nordwind, heranzog, als letzterer pfeifend und schneidend durch die Spalten der dünnen Bretterwand drang: da ward die Noth und Plage unbeschreiblich groß.

Der Vater brachte den größten Theil des Tages im nahen Städtchen zu, um als Glasergeselle für sich und die Seinigen das tägliche Brod zu erwerben; seine freien Stunden benützte er, um aus alten Brettern, die er theils gefunden, theils zum Geschenke erhalten hatte, Abtheilungen, gleich Stuben, in seinem Stadel zu errichten. Die Mutter hingegen war bemüht durch Spinnen, und die älteste Tochter durch Stricken sich Einiges zu verdienen.

Ihrer Hütte gegenüber, in mäßiger Entfernung, befand sich ein stattliches Landgut, dessen Inwohner mit Rührung den rastlosen Fleiß der armen Familie beobachtete und mit ihrer sorglichen Lage Mitleid fühlte. Allerlei Unterstützungen wurden ihnen nun von dort zu Theil, die, so unbedeutend die eine oder andere scheinen mochte, den-

noch alle für die bedrängte Familie eine große Wohlthat waren.

Auf diese Weise erreichte die Familie, wenn auch unter schweren Sorgen, den Frühling, nach dem sie sich lange gesehnt hatten. Nun verdoppelte sich die erfindungsreiche Sorgfalt des Vaters. Aus lehmigem Straßenkoth verfertigte er eine Art von Ziegelsteinen, welche er in der Sonne sorgfältig trocknete. Damit erbaute er dauerhaftere Abtheilungen in ihrer bretternen ärmlichen Behausung, während die Mutter mit den älteren Kindern die Wiese in einen Acker umwandelte und auf denselben Saat streute. Jetzt ward auch eine Ziege zur Nahrung der Kinder angeschafft, und es herrschte großer Jubel darüber unter der genügsamen Schaar. Später begann die Mutter Hühner und Enten zu ziehen, um sie auf dem Markte vortheilhaft zu verkaufen. Auf diese Weise that Jedes seine Pflicht und sorgte für das kümmerliche, aber ehrenhafte Fortkommen.

Eines Tages drang in den Holzstadel die be-

trübende Kunde, daß die gegenüber liegende Besitzung ihre ehemalige, ihnen so günstig gesinnte Herrschaft verloren habe und bereits an eine Dame aus der Residenz verkauft sei. Sie hielten sich nun wieder einer Stütze beraubt; aber Gott, der uns aus Liebe oft ein Kreuz sendet, um uns dafür mit einer doppelten unverhofften Wohlthat zu überraschen, verwandelte auch hier die Klage in einen Preis seiner Vatergüte. Sobald nemlich die neue Gutsherrschaft von der bedürftigen Glaserfamilie hörte, eilte sie, die Stätte des Elends zu besichtigen und dasselbe durch Rath und That zu mildern. Es wurden nun derselben wiederholte und größere Geldunterstützungen zu Theil, und als eines der Kinder erkrankte, sorgte die Dame nicht nur für ärztliche Pflege und Arzneimittel, sondern auch für eine passende Krankenkost. Die übrigen Kinder erhielten täglich eine große Schüssel Suppe, wodurch der Vater einiges Geld ersparte, welches gewissenhaft zur Tilgung der auf der Hütte und dem Felde lastenden Schuld angewendet wurde.

Aber als nun der gute Gott durch Vermittlung der reichen Gutsherrschaft dieser armen Familie so segensvollen Beistand erwies, dachte der ehrliche Glaser alsbald auch fremder Noth. Nachdem er Barmherzigkeit empfangen, verlangte es ihn, auch Barmherzigkeit zu üben. Die Armen wissen es ja am besten, wie gar so wohl und ermuthigend die kleinste Hilfe wirkt. Er verwendete sich bei seinen Wohlthätern für ein armes, blindes Kind aus der Nachbarschaft, damit es auch ärztliche Hilfe und Almosen erhielt. Wo er nur konnte, leistete er selbst freundlichen Beistand. So beherbergte er unter seinem dürftigen Dache längere Zeit einen armen Handwerksburschen, gab ihm von seinem kargen Mahle und verpflegte denselben, bis er von seinem Fußübel, welches ihn mehrere Wochen von der Weiterreise abhielt, genesen war. Und wie der Geringste noch seinem Mitbruder dienen kann, und wie keine Wohlthat unvergolten bleibt, — zeigte sich auch hier wieder: Der Wanderbursche lehrte den Glaser aus Dankbar-

beit Wachstuch färben und drucken, wodurch sich für die Familie ein neuer Erwerbszweig eröffnete. —

Durch den gesteigerten Erwerb und die vermehrte Unterstützung wurde es dem Glaser möglich, einen alten Ofen in wohlfeilem Kaufe an sich zu bringen. Dieser ward sofort in die größte Kammer gesetzt, und die arme Familie konnte nun getroster dem nahenden Winter entgegensehen. Bald reichten die Ersparnisse sogar so weit, daß eine Kuh angeschafft werden konnte; diese wurde unter dem lauten Jubel der Kinder in den vom Vater selbst erbauten Stall geführt.

Ende September verließ zum großen Leidwesen unserer Familie die gütige Herrschaft das Landgut, um ihr Winterquartier in der Stadt zu beziehen. Doch, sobald die Obstbäume am Ufer des Sees wieder blühten, langte die milde Dame mit ihren Kindern auch wieder auf ihrem Gute an, was für die Glaserfamilie ein wahrer Freudentag war. Schon am Morgen eilten die Kinder ans Bächlein, welches die Wiese durchschlängelte,

um Vergißmeinnicht zu pflücken, die sie zu Sträußen banden und in liebliche Kränze flochten. Die Gutsbesitzerin empfing diese Beweise der dankbaren Liebe mit sichtbarer Freude. Diese aber steigerte sich noch, als sie vernahm, wie der Segen Gottes sich mit dem Fleiße der wackern Leute verbunden und ihre Noth besiegt hatte. Der Glaser gab auf die theilnehmende Erkundigung nach seinen Verhältnissen folgende schöne Antwort:

„Es geht uns, Gott sei tausendmal gedankt, recht gut; alle unsere Schulden sind bezahlt und wir bitten Sie, von nun an Ihre gnädige Unterstützung ärmern Mitbrüdern, als wir sind, zukommen zu lassen.“ —

Aber wo, so möchte Manches fragen — wo ist der Demant, von dem die Aufschrift dieser Geschichte berichtet? — So arm und so unscheinbar diese Hütte ist, birgt sie dennoch einen solchen. Freilich ist es kein Demant, gegraben aus dem Schachte der Berge, und keiner, durch Menschenkunst geschliffen, keiner, der glitzert in allen Farben

des Lichtes und der prangt im irdischen Schmucke. Er stammt aus dem verborgenen Schachte der Menschenseele; die Noth hat ihn veredelt und Gottes Wohlgefallen glänzt darin; der Demant heißt: Fleiß, Ausdauer, Selbstverläugnüng und Dankbarkeit. Wahrlich, ein Demant, nach dem wir Alle streben können und sollen. Aber auch in dem Hause der reichen Gutsherrschaft glänzte ein solcher und überstrahlte die glitzernden Steine des irdischen Schmuckes; dort heißt er: Menschenliebe und Barmherzigkeit.

Theodolinde.

„Hast du schon die Kunstausstellung besucht?“ rief ein junger Mann seinem Freunde zu, als sie sich auf der Straße begegneten. Der Angerufene verneinte die Frage, worauf die Beiden gemeinsam, Arm in Arm, den Weg zur Bilder-Gallerie einschlugen.

Eine große Mannigfaltigkeit von Gemälden bot sich hier dem Bewunderer dar. Links neben dem Fenster hängt die Ansicht einer norwegischen Gegend. Mitten in einer von dunklen Tannen beschatteten Bergschlucht, durch welche der Gießbach schäumend braus't, steht ein verirrter, einsamer Wanderer. — Neben diesem schauerlich schönen Gemälde prangt eine liebliche Landschaft. Diese

versetzt uns in das durch seine wunderbare Schönheit weltberühmte Neapel. Der tiefblaue Himmel spiegelt sich auf der Meeresfläche, und der südliche Glanz der Sonne hüllt die Bergeskette in einen violetten Schleier. — Auch der magische Glanz des Mondes hat einen Darsteller gefunden. Ein ländlicher Friedhof am Fuße des Gebirges ist von dem milden Glanze des Mondes beschienen und die Kreuze und Inschriften scheinen im bleichen Silberschimmer zu schwanken. — Neben diesem anziehenden Gemälde erblicken wir eine Winterlandschaft. Der Schnee hat seine weiße Decke über die Erde ausgebreitet. Ein großer Zug buntgekleideter Landleute nähert sich der hellerleuchteten Kirche, um der heiligen Christmette beizuwohnen. — Die zweite Wand ist fast gänzlich von einem großen historischen Gemälde eingenommen, welches den französischen König Ludwig IX. darstellt, wie er eben die Pestkranken bedient. Der heilige König hält einen sterbenden Greis im Arme, während er mit seiner rechten Hand tröstend gen Himmel weis't. —

Den tiefen Ernst, welchen dieses Bild in der Seele erweckt, mildert ein niedliches Genrebild, auf welchem eine Schaar fröhlicher Kinder die Ostereier rings im weiten Garten sucht. — In einem Gemälde daneben prangt der Sommer in aller Herrlichkeit. Die tropische Blüthenwelt zeigt sich dem Blick; ein schimmernder Kolibri umflattert die Blumen. —

Nun durchwandern die beiden Freunde die andern Abtheilungen, bis sie in der letzten ein Bildniß gewahren, vor welchem sie, wie festgebannt, stehen bleiben. Es ist das Porträt eines achtzehnjährigen blühenden Mädchens. Ein Kornblumenkranz liegt auf dem schwarzlockigen Haare, das ein lieblich geformtes Gesichtchen schmückt. Die Stirne ist sanft gewölbt; schön gezeichnete Augenbraunen und lange Wimpern vermehren den Reiz der großen, blauen, klaren Augen, deren heiterer und doch wieder so seelenvoller Ausdruck sich besonders in das Herz des einen der beiden jungen Männer — Ferdinand war sein Name, — fast zauberhaft stahl. Während ein Strom von er-

wachenden Gefühlen seine schwärmerische Seele bestürmte, vernahm er folgende Worte, die ihm sein Freund leise in's Ohr flüsterte: „Wenn dich schon dies Bild so hinreißt, wie würde dich erst der Anblick des Originals entzücken; denn die Schönheit des Mädchens ist in der That nur schwach wiedergegeben." —

„Du bist also so glücklich, dieses reizende Geschöpf zu kennen?" — rief Ferdinand, wie aus einem überirdischen Traume erwachend. — „O, sag an, — wo wohnt sie? — wem gehört sie an? — wie heißt sie?"

„Nun, nun, du bestürmst mich völlig mit deinen Fragen," — entgegnete der Freund lächelnd. „Doch ich will dir gerne Auskunft geben. Ihr Name ist Theodolinde und sie ward aus Barmherzigkeit von meiner Hausfrau, deren entfernte Verwandte sie ist, aufgenommen."

„O ich bitte dich, lieber Freund; verschaffe mir so bald als möglich das Glück, dieses Mädchen kennen zu lernen. Trügt mich nicht all meine

Menschenkenntniß, so muß dies ein verkörperter Engel sein! dies Auge kann nicht lügen! in dies Auge versenke ich mit Zuversicht mein Lebensglück!"

Nun mahnte der Freund den schwärmerischen Ferdinand, daß die nachmittägige Bureaustunde bereits geschlagen habe, und daß sie durch den langen Aufenthalt in der Bildergallerie das Mittagessen versäumt hätten. Aber Ferdinand dachte nicht mehr an solche materielle Genüsse; die rasch entstandene Liebe, wenn auch vorerst nur zu einem Bilde, hatte sie alle gänzlich verscheucht. —

Diesesmal kostete es dem jungen, sonst so fleißigen Beamten eine große Selbstüberwindung, seinen Beruf zu erfüllen, und wie trocken erschienen ihm heute die Akten! Endlich, endlich! — denn noch nie war ihm die Zeit so langsam verstrichen, — durfte er dem Drange seines Herzens folgen und, von seinem Freunde aufgeführt, in die Nähe des lieblichen Wesens treten, das er bereits im Geiste zu seiner Braut erkohren hatte.

Mit pochendem Herzen trat er in das Wohn-

zimmer, wo Theodolindens Pflegemutter ihn freundlich empfing und ein lebhaftes Gespräch anknüpfte. Wie schwer aber fiel es ihm, demselben zu folgen, indem sein Geist auf einen andern Gegenstand gerichtet war. Endlich trat aus dem anstoßenden Zimmer das schöne Mädchen, strahlend im Zauber holder, blühender Jungfräulichkeit.

Der junge Mann bemühte sich zwar, Theodolinden jenes wonnige Gefühl zu verbergen, das ihr Erscheinen in seiner Seele verdoppelt hervorrief. Aber dies schien ihm nicht gänzlich zu gelingen, da Theodolinde zu wiederholten Malen sanft erröthete, und das klare Auge fast verwirrt niederschlug.

O welch' eine leichtfaßliche Sprache besitzt die reine Liebe! —

Ferdinand wurde nun der tägliche Gast im Hause, und ehe eine Woche verstrichen war, hielt er feierlich um Theodolindens Hand an. Mit wahrem Entzücken hörte er das Jawort des Mädchens, deren Wangen so herrlich erglühten, als beschiene

sie der Purpur der aufgehenden Sonne. Auch die Pflegemutter war mit dieser Bewerbung einverstanden, denn Ferdinand vermochte ein gesichertes, wenn auch bescheidenes Auskommen, zu bieten.

Von nun an benützte das glückliche Brautpaar jede sich darbietende Gelegenheit, sich zu sehen und zu sprechen. Sie kamen auch in verschiedene Gesellschaften und lernten sich so theils zu Hause, theils unter Bekannten und Freunden immer mehr kennen. Aber ach! wie oft verliert das erträumte Ideal, wenn man es näher betrachtet, an seinem blendenden Glanze, gleichwie bei leiser Berührung von den Flügeln des Schmetterlings manch' Purpurstäubchen zur Erde herabfällt. So entdeckte auch der Bräutigam neben Theodolindens vortrefflichen Eigenschaften eine sehr betrübende, welche ihn um so tiefer bekümmerte, als sie seinem eignen Wesen gar so entgegengesetzt war. Theodolinde war schön, — aber auch ihrer Schönheit bewußt! Ihre Augen besaßen eine mächtige Anziehungskraft, und sie wollte diese auch geltend machen.

Es war gerade keine ausgesprochene Koketterie, aber doch ein kokettes Spiel mit Andern; sie wollte gefallen, Allen gefallen, und Ferdinand hatte doch nur ein Auge für sie! warum beachtete aber sie noch die Andern? So fragte er sich unter eifersüchtiger Qual und machte seiner Braut hierüber auch zu wiederholten Malen herzliche, aber ernste Vorstellungen. Als er jedoch wahrnahm, daß seine Worte spurlos an Theodolindens Ohr verklangen, daß diese kleine Gefallsucht ihr zur zweiten Natur geworden sei: da erwachte ernstliche Sorge um ihr beiderseitiges Glück in seinem Herzen. Immer unzufriedner regte es sich in seiner Seele, so oft er von einer Gesellschaft nach Hause kam, in der sich Theodolinde ausgezeichnet sah. Nach langem Erwägen faßte er endlich den Entschluß, dem schönen und immer noch geliebten Mädchen zu erklären, daß der nähere Umgang ihn überzeugt hätte, ihre beiderseitigen Charaktere seien zu verschieden, um, in dem unauflösbaren Bande der Ehe vereint, wahrhaft glücklich werden zu können.

Mit diesem Vorsatze begab sich Ferdinand folgenden Tages zu Theodolinde; aber nicht vermochte er, ihr, was er sich vorgenommen hatte, mitzutheilen, als sie ihm so freundlich entgegen kam, ihn so herzlich bewillkommte und mit ihren blauen Augen gar lieblich in seine traurigen hineinblickte. Er machte einige Anspielungen auf sein Vorhaben, — aber Theodolinde wurde so blaß, daß er die eigentliche Erklärung zurückhielt. Mit schwerem Herzen verließ er das Mädchen; denn es peinigte ihn der Gedanke, morgen im Interesse ihres beiderseitigen Glückes den gefaßten Entschluß doch ausführen zu müssen.

Als er am andern Tage mit diesem Vorhaben in das ihm so wohlbekannte Haus trat, wo er so viele frohe und wieder so traurige Stunden verlebt hatte, ward ihm die unerwartete Kunde, daß seine Braut während der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und der Ausbruch einer schweren Krankheit zu befürchten sei. —

Diese Nachricht erfüllte seine Seele mit tiefer

Trauer und Vorwürfen über seine gestrigen Reden. Alle liebenswürdigen Eigenschaften seiner Braut strahlten in neuem Glanze vor seinen Augen; die traurigen Schattenseiten waren gänzlich vergessen und er fühlte nur, daß er seine Theodolinde unbeschreiblich liebe. Wenigstens dreimal des Tages erkundigte er sich nach ihrem Befinden; die Krankheit machte rasche, erschreckende Fortschritte.

Eines Tages, als er an der Thüre von Theodolindens Krankenzimmer ängstlich ihre Athemzüge belauschte, vernahm er deutlich, wie sie in heftiger Fieberhitze folgende Worte sprach:

„Ferdinand, warum siehst du so traurig aus? warum lächelst du nicht? — welch ein Kummer lastet auf deinem Herzen? Bin ich Schuld daran? sag' es mir! verzeih'! verzeih'! ich wollte dir ja nicht weh thun! — Reich mir deine Hand zur Versöhnung!" — rief sie heftig aus, indem sie nach dem Polster griff, denselben krampfhaft umfaßte und in einen Strom von Thränen ausbrach.

Fast konnte sich Ferdinand nicht mäßigen in

seiner Rührung und in seinem Schmerze; leise trat er ein paar Schritte vor, bis er vom Vorhange beschattet und verhüllt, die Kranke erblickte. Aber wie erschrak er über ihren Anblick! Das vor Kurzem noch so reizende Gesicht war von den schwarzen Blattern gräßlich verheert, und die angeschwollenen Augen waren fest geschlossen.

Da sank er nieder auf seine Knie und flehte zu Gott um die Erhaltung des Lebens seiner Braut; er wolle ja liebende Geduld tragen und seine Liebe solle sie von allen kleinen Seelenmängeln heilen.

In fieberhafter Spannung brachte er diese Nacht hin, welche die Aerzte als die entscheidende erklärten. Von Zeit zu Zeit näherte er sich der Thüre, um die theure Kranke wenigstens von Ferne beobachten zu können. Da gewahrte er zu seiner hohen Freude, wie Theodolinde in einen sanften Schlummer gefallen sei, und vernahm, wie ein glücklicher Traum sie umschwebte, indem sie flüsterte:

„Dank, Ferdinand, Dank, daß du mir vergeben hast! O, wie lieb und freundlich leuchtet

dein Auge! Aber ich werde dir nie mehr weh thun!"

Nach langem, tiefem Schlummer erwachte sie und erklärte ihrer Pflegemutter, sie fühle sich sehr gestärkt; während des Schlummers sei sie durch einen frohen Traum erquickt worden, und noch immer sehe sie das Traumbild um ihren Geist schweben.

Nun verließ Ferdinand frohen Muthes das Nebenzimmer, um sich ein Stündchen Schlaf zu gönnen. Als er auf dem Heimwege in früher Morgenstunde die Sonne in voller Pracht aufgehen sah, erblickte er darin ein Bild seines eigenen, neu erwachten Glückes. Noch nie hatte ein ähnlicher Anblick einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, welches nach einer Nacht banger Sorgen wieder von dem Lichte der Hoffnung erhellt war.

Da erscholl das Frühmeßgeläute, welches ihn mahnte, sich in die Kirche zu begeben, um Gott für die gnädige Erhörung seines Gebetes herzinnigen Dank darzubringen. Diesem Rufe folgte er alsogleich; denn mit Freude opferte er die Ruhestunden dem-

jenigen auf, der ihm in liebender Vatergüte eine so große Sorge vom Herzen genommen hatte.

Immer näher schritt Theodolindens Genesung und nach sechs Wochen endlich hatte Ferdinand die Freude, seine geliebte Braut wieder zu sehen. Aber diese Freude wurde bitter getrübt. Er fand die einst so schöne, jetzt kaum mehr erkennbare Theodolinde im Lehnstuhle sitzend. Die langen Flechten waren abgeschnitten; eine Leichenblässe überzog das einst so holde, blühende Gesicht, welches mit rothen Blatternarben übersät war. In den Augen brannte kein Licht; sie starrten öde und leer hinaus; langsam öffneten sich die fahlen Lippen, und — indem sie ihm die Hand hinstreckte, sagte sie: „Wie lange sehnte ich mich nach deinem Besuche, Ferdinand! Aber wäre ich doch so glücklich, dich zu sehen! ach! diese Nacht! diese ewige Nacht!“ seufzte sie.

Fast zu Tode erschrocken erwiederte Ferdinand:

„Wie meinst du das? Sitze ich dir ja doch gegenüber! O Theodolinde, sag, wie meinst du das?“

„So haben sie es dir also bisher schonend

verschwiegen, daß ich blind bin?" — Bei diesen Worten zog Theodolinde ihren Brautring ab und reichte denselben in den ungewissen Raum hinaus, während sie hinzufügte:

„Nimm es zurück, dies Unterpfand der Liebe und Treue! Mit meiner Erblindung ist dein Treuschwur gelös't. Wie könnte mein entstelltes Angesicht dich fürder erfreuen, und wie vermöchte die Blinde dir eine passende und glückbringende Lebensgefährtin zu sein?" —

Aber tief ergriffen sank Ferdinand vor der bleichen, blinden Theodolinde nieder auf seine Knie, steckte den Ring von Neuem an ihren Finger und sprach unter Thränen der Rührung:

„Sprich nicht so, Theodolinde, liebe Braut! Wie vermöchte ich es, dich jetzt zu verlassen, wo du mir von Gott, der mein heißes Flehen hörte, von Neuem wieder geschenkt bist! Nein, nichts soll mich von dir trennen. Wie freue ich mich, deine Stütze zu sein, dich mit meinen eigenen Augen lenken und bewachen zu können!"

Nun folgte eine tief ergreifende Scene, die sich schwer beschreiben, aber nachfühlen läßt. Es ward endlich, nach langem, großmüthigem Weigern von Theodolindens Seite, fest beschlossen, daß die Hochzeit mit dem beginnenden Frühling, nach der schönen Osterzeit, gefeiert werden solle. —

Der festliche Tag erschien und freundlich blickte die Sonne an jenem Morgen in Theodolindens Zimmer. Doch diese gewahrte sie nicht; ihre Seele war aber dennoch froh erhellt durch die Strahlen reiner Liebe.

Es bot einen ergreifenden Anblick, dieses Brautpaar auf dem Kirchgange zu beobachten. Der junge, schöne Mann, welcher in der Fülle seiner Kraft stand, führte sorgfältig, gleich einer liebenden Mutter, die hochzeitlich geschmückte, aber so gänzlich der Schönheit beraubte erblindete Theodolinde. Sie glich einer durch Ungewitter plötzlich verwüsteten und entblätterten Rose. Als sie am Altare knieten, und der Priester vor ihnen stand, da klang in Ferdinands „Ja" eine so volle und hohe

Zuversicht, daß alle Anwesenden sich tief ergriffen fühlten.

Von diesem Tage an begann für Theodolinde und Ferdinand eine lange Reihe der glücklichsten Jahre. Der zärtliche Gatte leistete seiner blinden Frau die sorgfältigste Pflege und stand ihr immer treulich zur Seite. Es gewährte ihm ein wahres Vergnügen, die blinde Theodolinde spazieren zu führen und, so lange es Blumen gab, sie mit solchen zu erfreuen, deren Duft sie erquickte und Erinnerungen an die lieblichen Gestalten derselben in ihr hervorzurufen vermochte. In jeder freien Minute zu Hause las er ihr schöne Poesien und Erzählungen vor, oder sie sangen gemeinsam ein Lied. Theodolinde hatte aber Eines besonders lieb gewonnen, das sie mit ihrer weichen, melodischen Stimme immer und immer wieder sang:

Das Lied der Blinden.

„Mir fehlen die Augen zu schauen
Der Erde so herrliche Pracht;

Ich wand're in düsterem Grauen,
Umhüllet von ewiger Nacht.
Zwar hör' ich das Erdengetümmel,
Ich Arme, doch sehe ich nicht
Die flimmernden Sterne am Himmel,
Der Sonne so reizendes Licht.

Doch darf ich nicht seufzen und klagen,
Kann Gott ja im Geiste beschau'n;
Er liebet mich, darf ich mir sagen,
Froh will auf den Himmel ich bau'n.
Auf Erden, da müßt ich ja sehen
Viel Thränen, viel Jammer und Noth;
D'rum will ich getröstet nun gehen
Durch's Leben zum einstigen Tod."

Aber nicht nur Ferdinand war bestrebt, seiner Theodolinde das Leben auszuschmücken, — auch diese wandte all ihren Seelenreichthum an, um dem guten Manne täglich Freude zu bereiten und ihm so seine treue Liebe zu vergelten.

Als sie zum ersten Male den Jahrestag ihrer Hochzeit feierten, ward derselbe noch durch eine be-

sondere Freude verherrlicht — nämlich durch die Geburt eines sehnlich erhofften Kindleins. Da die Mutter ihr Söhnchen nicht sehen konnte, was sie freilich tief und schmerzlich empfand, so ließ sie sich die Züge desselben von ihrem Gatten genau schildern und betastete leise das liebe Kindergesicht. —

So heiter übrigens Theodolindens Leben großen Theils dahinfloß, so gab es in demselben doch auch trübe Augenblicke, in welchen sie besonders der Gedanke ängstigte, ihren für sie so liebevollen Gatten nicht ganz glücklich zu machen.

Als dieser eines Tages früher wie gewöhnlich nach Hause kam, fand er Theodolinde in Thränen. Ach, welch ein trauriger Anblick, eine Blinde weinen zu sehen! — Ferdinand forschte nach dem Grund ihres Schmerzes, und als er ihn erfahren hatte, beruhigte er sie mit folgenden Worten:

„Obgleich der Glanz deiner Augen erloschen ist, der meine Liebe zu dir erweckte, so bist du mir doch viel, viel theurer, als damals. Denn gleich der Nachtviole, die nach Sonnenuntergang ihren

Blüthenkelch erschließt und einen so herrlichen Wohlgeruch verbreitet, wie kaum eine andere Blume im Glanze des Tages, so entwickelte sich auch dein Inneres, seit dich die Nacht der Blindheit umgibt, auf eine mir so wohlthuende Weise, daß ich Gott und dir, mein liebes Weib, nicht genug danken kann. O, innere Schönheit ist beglückender, als jeder äußere Reiz!"

Die achtzigjährige Jungfrau.

Als ich an einem schwülen Sommertage in einem schattigen Wäldchen lustwandelte, begegnete mir eine achtzigjährige ehemalige Näherin, die ermüdet eben von einer am Gebirge gelegenen Wallfahrtskirche heimkehrte, wo sie das Jungfrauenfest mitgefeiert hatte. Da wir Beide auf dem Heimwege begriffen waren, so wanderten wir traulich plaudernd neben einander und ich erfreute mich an der Geschwätzigkeit der Alten. Zuerst erzählte sie mir in ihrer eigenthümlichen, ländlichen Weise, wie prächtig das Kirchlein geschmückt gewesen, wie feierlich das Fest begangen wurde,

und daß sich ihre alte, zitternde Stimme mit jener klangvollen der jungen Mädchen vereinigt habe, um Gott gemeinschaftlich zu preisen und zu loben. „Ich selbst", fügte sie bei, „habe ohnedem genug Ursache, Gott zu danken; denn Er hat mich nun bereits achtzig Jahre lang gnädig geführt, und besonders einmal aus so großer Gefahr und Armuth gerettet, daß ich gar nie genug dafür danken könnte, wenn ich auch nichts mehr thäte, als fort und fort beten."

Neugierig bat ich nun die Alte, mir davon zu erzählen.

Sie schilderte mir nun mit lebhaften Worten, welch' großen Schrecken sie vor mehreren Jahren erlebt habe, als sie plötzlich, in Mitte einer kalten Winternacht, durch Feuerlärm erweckt worden sei. In ihrer Bestürzung sei sie rasch aus dem Bette gesprungen, und zum Fenster geeilt, durch welches ein ganzes Feuermeer ihr entgegengefluthet wäre. Nachdem sie einige warme Kleidungsstücke umgeworfen habe, sei ihr noch eingefallen, das von

ihrer Mutter ererbte Sterbekreuz und ihr eignes selbstgenähtes Sterbehemd zusammen zu raffen. Damit sei sie nun der schmalen, leiterartigen Treppe zugeeilt; aber da wäre ihr eine so dicke Rauchwolke entgegengekommen, daß sie erschöpft und halbohnmächtig niedergesunken sei.

In diesem hilflosen Zustande habe sie der mit eigener Lebensgefahr herbeieilende Gärtner Ignaz gefunden, den sie einst, als er noch ein Knabe gewesen, in seiner Krankheit gepflegt, und während seine Aeltern dem Taglohne nachgingen, versorgt habe. „Noch nie," fügte sie bei, „hat mir ein kleiner Liebesdienst, der mich keinen Heller kostete, so viel eingetragen; denn ohne den guten Ignaz wäre ich im Rauch und Feuer umgekommen. Er nahm mich in seine starken Arme und trug mich in's Freie, und ich war gerettet."

Sie hielt inne, als ob sie eben jetzt erst von der ausgestandenen Angst sich erholen müßte, und fuhr endlich fort: „Dort saß ich auf einer hölzernen Bank, zitternd vor Frost, während die herbeieilen-

den Bauern umsonst bemüht waren, das Haus von den immer mehr um sich greifenden Flammen zu retten; denn sie hatten Mangel an Feuerspritzen und das Wasser war überdieß größten Theils gefroren und ein heftig brausender Nordwind arbeitete ihren Anstrengungen entgegen."

„Mit tiefer Betrübniß sah ich das Dachstübchen, das ich seit fünfzig Jahren bewohnt hatte, zusammenstürzen. Es war mir gar lieb geworden, weil dort meine Mutter mir vor ihrem Sterben noch den mütterlichen Segen gegeben, und ich ihr die Augen zugedrückt hatte. „Wo werde ich nun mein Leben beschließen? wo werde ich ein Lager, eine fernere Unterkunft finden? woher die nöthigen Kleidungsstücke nehmen, und wer wird mir Speise und Trank reichen?" So dachte ich unter manchem bittern Seufzer, als ich plötzlich einen kleinen Sperling gewahrte, der, auf Schnee gebettet, ruhig schlummerte. Dieser Anblick beschämte mich und mein fast gesunkenes Gottvertrauen erhob sich wieder in meiner Seele. Von Reue durch-

drungen, wendete ich mich zum allliebenden Himmelsvater, der mir auch bald einen deutlichen Beweis gab, daß, wo die Noth am größten, die Hilfe am nächsten sei."

„Es währte nicht lange, da nahte sich mir freundlich der alte Decan und versprach mir, für ein gutes Bett zu sorgen. Dann kam der Bürgermeister, und sagte mir wöchentlich einen Gulden Almosen zu; auch meine Pathe, die eine wohlhabende Bäuerin war, suchte mich auf und nahm mich in ihr eigenes Haus."

„O, wie getröstet und ruhig schlief ich darauf in meinem warmen Bette, und wie dankte ich am andern Morgen in der Kirche beim Sonntags-Gottesdienst Gott für meine Errettung aus den Flammen und für meine weitere Versorgung. Als ich heimkehrte, traf ich so viele Kleidungsstücke und Geschenke von gutherzigen Menschen an, daß ich meinte, in meinem ganzen Leben weiter nichts mehr nöthig zu haben. Sogar eine Flasche Wein war darunter, der mich wie neu belebte."

Die Alte schwieg tief gerührt in lebhafter Erinnerung und faltete ihre Hände zu einem stillen Dankgebete. Wir schritten miteinander einige Zeit schweigend weiter; aber die Alte war nun einmal in's Plaudern gekommen, und da ich gerne zuhörte, erzählte sie mir noch von ihrer Lebensweise, wie sie jeden Kreuzer dreimal umkehren müsse, ehe sie ihn ausgebe, daß sie aber ohne Noth und ehrlich durchkomme, ohne Schulden zu haben.

Nur einmal des Jahres, in den Fastnachtstagen, wo ja Alles sich's wohl sein lasse, koche sie sich ein Stücklein Fleisch und noch etwas Gutes dazu. Trotz ihres hohen Alters besorge sie Alles selbst, flicke ihre Kleider, säubere die Stube; denn, fügte sie lächelnd bei, „es könnte mir's doch Niemand recht machen."

„Und was kocht Ihr euch denn Mittags? fragte ich neugierig. „Nun," antwortete sie, „große Abwechslung gibt's dabei freilich nicht; aber gut ist's, und es schmeckt mir immer noch. Dreimal in der Woche gibt's Brod, in Milch aufgekocht;

dreimal eine aufgeschmälzte, und am Freitag eine ungeschmälzte Suppe; an diesem Tage muß man sich doch etwas versagen, weil da unser lieber Heiland so viel für uns gelitten hat und gar am Kreuze gestorben ist."

Unter diesen Gesprächen hatten wir den großen Ahornbaum erreicht, wo unsere Wege sich theilten. Ich hatte gar nicht den Muth, ihr etwas zu schenken; sie kam mir in ihrer Genügsamkeit so reich vor. So trennten wir uns denn, uns gegenseitig eine gute Nacht wünschend. Von ferne schaute ich noch eine Weile der guten Alten nach, die sich langsam ihrer Behausung näherte. Ich war dabei Zeuge, wie sie einem armen Blinden, der bittend am Wege saß, eine Münze in die Hand drückte und ihm freundlich zusprach. Dieses Geldstück war sicher zur Bestreitung des Nachtessens bestimmt gewesen, und nun geht sie wohl hungrig zu Bette.

Wie rührte mich diese achtzigjährige Jungfrau, die so fromm, dankbar, so genügsam ist, am Frei-

tage so strenge fastet und aus Nächstenliebe sogar den Nothleidenden noch unterstützt. O, wie erhebend, wie wohlthätig ist für unsere Seele der traute Umgang mit wahrhaft frommen Armen!

Eine

Stellwagen-Abfahrt.

Man braucht nicht in die Gemälde-Gallerie zu gehen, um sich an gemüthlichen Bildern zu ergötzen; überall, wo man geht und steht, in Dorf und Stadt und draußen in der freien Gotteswelt entrollen sich solche Bilder vor unsern Augen und wohl noch mit höherer Schönheit ausgestattet, als es der beste Künstler vermöchte. Darum liebe ich es, herumzuschauen in der Welt, und während sich das Auge ergötzt, nimmt auch die Seele einen Theil für sich. Heute beobachtete ich eine Stellwagen-Abfahrt, die ich nun meinen Lesern vorführen will.

Schon stand der lange und schmale Wagen in Bereitschaft; das Gepäck wurde auf das Dach

geladen unter lautem Gepolter, und nach und nach langten auch die Mitreisenden an, theils einzeln, theils in Begleitung der Abschiednehmenden. Zuerst kam mit langsamem, gemessenem Schritte ein ehrwürdiger Greis; aber sein Körper war noch nicht von der Last der Jahre gebeugt, das Gesicht glänzte in Gesundheit und der schneeweiße Bart, welcher bis auf die Brust herabhing, stand ihm gar wohl an. Im ganzen Umkreise war der Mann gekannt und geliebt, und als er im verflossenen Jahre seinen hundertjährigen Geburtstag gefeiert hatte, war die ganze Nachbarschaft herzugeströmt, um daran Theil zu nehmen. Der Greis hatte Generationen entstehen und entschwinden sehen, hatte der einzigen Tochter, Enkeln und Urenkeln ins Grab geblickt; aber immer noch schaute sein Auge freundlich und frisch in die Welt.

Als er nun in Begleitung seines geliebten Urenkels Wastel zum Stellwagen schritt, traten alle Herumstehenden ehrerbietig aus dem Wege und alle Vorübergehenden grüßten ihn freundlich; er

war Keinem unbekannt und auch er kannte Jedes; hatte er sie ja doch Alle heranwachsen und Viele davon schon wieder ergrauen sehen.

Bald erblickte der Greis den ihn befreundeten Küster, welchem er zurief: „Hast's schon gehört, daß ich nach der Residenz verreise? Hab' die Erlaubniß bekommen, jedes Jahr, so lang mir Gott Kraft und Leben verleiht, am Gründonnerstag zur Fußwaschung erscheinen zu dürfen. Gott segne den König, der die alten Leute so ehrt!"

„Was nicht gar!" — sagte der Küster. „Hab' gar nichts davon gewußt; denn heut zum ersten Mal verlaß ich mein Krankenstüblein, wo mich das zudringliche Zipperlein seit vielen Wochen gebannt hielt!"

Es waren inzwischen mehrere Reisende dazu getreten und riefen nun: „O, erzählt uns doch etwas von der Festlichkeit des vorigen Jahrs, und wie es dabei zuging."

„Ja", schaltete der Küster ein, „möchte wohl auch einmal in die Stadt; aber s' ist halt zu

weit hin, und kaum wird's dazu kommen, da ich meinen kleinen Gehalt für zwölf hungrige Mäuler brauche."

Gleich begann der Alte gesprächig zu erzählen:

„Es ist mir nicht möglich, in so kurzer Zeit Euch all das zu schildern, auch laßt mein Gedächtniß nach; nur da drinnen in der Seele sitzt der Eindruck fest. S'war mir ganz feierlich zu Muth, als ich zum ersten Mal in den großen, mit Marmorsäulen geschmückten Saal trat und herumschaute. Und wie wurde mir's erst, als der Ehrfurcht einflößende Domprobst und der König selbst mich bedienten, mich armen Mann, — und als mir der König eigenhändig die Füße wusch und abtrocknete, den blau und weißen Geldbeutel umhing und dann nach feierlichem Tischgebete jedes der sechs gebräuchlichen Gerichte auf den Tisch stellte, während er uns so freundlich grüßte, als wolle er sagen: „Gesegne Euch Gott das Mahl." Es hat mir auch mein Lebtag kein Mittagsmahl so gut geschmeckt, als dieses, mein Hochzeitessen

nicht ausgenommen, obwohl es meine Mutter, — Gott geb ihr die ewige Ruh! — mit so viel Sorgfalt selbst bereitet hatte."

Der sechsjährige Wastel fragte nun begierig inzwischen: „Sag, Großvater, was hat's denn zu essen gegeben?"

Der Alte sah freundlich zum Knaben herab und sagte: „Was es gegeben hat, Wastel? O, das kann ich dir schon sagen; das hab' ich mir gut gemerkt, und wie ich hörte, sind es alle Jahre ganz die nämlichen Speisen. Zuerst kam des Gründonnerstags wegen eine Kräutersuppe; dann Spinat und gebackene Ochsenaugen; hernach gesottene und auch gebackene Fische; sodann ein herrlicher, fetter Gogelhopf und gekochte Zwetschgen dazu."

„O, Großvater! nimm mich auch mit! das mag ich Alles auch so gerne essen!" bat der kleine Wastel. „Das kann nicht sein, Wastel" sagte freundlich lächelnd der Alte. „Du mußt vorher erst noch den Katechismus, Schreiben, Lesen und Rechnen lernen, mußt groß und alt werden, und

in etwa achtzig Jahren ist es vielleicht möglich, daß du als jüngster der zwölf Männer an dem Feste Theil nehmen darfst."

Wastel kratzte sich nach seiner Gewohnheit hinter den Ohren und seufzte: „Da muß ich freilich noch lang warten; ich kann ja noch nicht auf achtzig zählen, Großvater!" —

Nun näherte sich dem Greise ein junges Mädchen, seine Enkelin, welche den Großvater auf der Reise begleiten sollte, um den Dienst in der Stadt wieder anzutreten, den sie in Folge einer schweren Krankheit verlassen hatte. Ihr folgten mehrere Freundinen, die ihr zum Stellwagen das Geleit gaben. „Lebwohl!" riefen sie, „und werd' nicht wieder krank!"

„O, ich hab mich bei dem Großvater gut erholt!" rief sie lachend. „Nun aber verlangt mich's wieder nach der gewohnten Arbeit, und ich freue mich auch, die Kinder wieder zu sehen, die man mir anvertraut hat und an die ich so gewohnt bin. Ich habe auch in meinem Beutel hölzerne Spring-

frösche für sie; das wird ein lustiges Geschrei abgeben." —

Jetzt trat ein Krämer des Ortes herzu, der an seiner Hand ein achtjähriges Knäblein führte, und übergab es dem Greise und dem Mädchen, indem er seine schon früher gestellte Bitte wiederholte, sie möchten den Knaben, — das arme Kind war taubstumm, — dem Direktor der dortigen Anstalt bringen. Alles sei deßwegen abgemacht; er aber könne von seinem Geschäfte nicht fort, und wisse ja, daß das Kind unter ihrer Obhut so gut aufgehoben sei, als ob er es selbst geleite. Der Greis und das Mädchen versprachen ihm nochmal unter Handschlag für den armen Knaben zu sorgen und nahmen ihn gleich in ihre Mitte.

Inzwischen hinkte mühsam ein Handwerksbursche heran, in eine blaue, reinliche Blouse gekleidet. „Was fehlt denn dir, Seppel?" fragte mitleidig der Krämer.

„Ach, mein Gott!" erwiederte dieser, „vor sechs Wochen habe ich auf dem Eise den Fuß ge-

brochen. Ich hatte viel auszustehen; aber noch weher thut mir der Gedanke, meine kleinen Ersparnisse nun aufwenden, und, statt lustig wie sonst zu Fuße zu wandern, heimfahren zu müssen. Umsonst habe ich mich so lange gefreut, meinen alten Eltern eine kleine Unterstützung bringen zu können!"

Der mitleidige Krämer war von der einfachen Erzählung des Handwerksburschen sichtlich gerührt. Er zog seinen Geldbeutel aus der Tasche, und drückte demselben ein großes Stück leise in die Hand, indem er ihm zuflüsterte: „Bring's deinen Eltern und grüß' sie schönstens von mir."

Jetzt gesellten sich zur Gesellschaft noch zwei kräftig aussehende Rekruten. Der ältere war der Sohn eines Schachtelmachers, und ging frohmuthig seinem neuen Berufe entgegen. Als ihn einige der Umstehenden bedauern wollten, schwenkte er den Hut und rief:

„Was da! — der Soldatenstand kommt mir gar nicht so übel vor. Gern verlasse ich die dumpfe Stube, wo ich Jahr aus und ein von früh Mor-

gens bis spät in die Nacht sitzen und schwitzen mußte, und immer schneiden und schnitzeln, was mir gar nicht zusagte. Mich freut's, fortan auf dem Marsfelde, von dem ich schon so viel gehört habe, militärische Uebungen zu machen; vor dem Nachtwind und dem Wachtstehen fürcht' ich mich auch nicht! Da hat man doch Luft, die einem in der engen Stube fehlt — und kommt ein Krieg, nun, dann schlag' ich für König und Vaterland tüchtig darein! wer weiß, ob ich dann nicht auch ein Ehrenzeichen davon trage und am Ende gar noch ein Offizier werde."

Welch einen scharfen Gegensatz bildete zu diesem glücklichen Rekruten sein Gefährte, dessen Blicke wehmüthig an der Bergkette hafteten, die majestätisch mit ihrem im Sonnenschein glitzernden Schnee sich vor ihnen ausbreitete. Es kamen ihm beim Abschiede davon die Thränen in die Augen, und er rief aus:

„Ich wollt', mir wär's, wie dir! Noch vor Kurzem konnte ich Stunden lang von Fels zu Fels klettern, um der flüchtigen Gemse zu folgen.

Und wenn ich bei meiner Herde auf der Alp war, wie froh erklangen dann meine Lieder in's Thal hinab. Damit ist's nun vorbei! mir graus't vor der Stadt und der Kaserne!"

Nun näherte sich dem Wagen eine alte, dürftig gekleidete Blinde, die von einem bleichen zwölfjährigen Knaben geführt wurde, dessen linkes Auge eingebunden war, während er mit dem rechten den Weg übersah, um der Blinden Schritte zu lenken. Alles machte den Beiden Platz, und manche Stimme fragte die Blinde, wie sie zur Reise käme? Sie erkannte Jedes sogleich am Tone und sagte:

„Ach, mein Gott! — hätte freilich in jungen Jahren nicht geglaubt, daß es so mit mir enden würde. Damals zog ich im Frühling mit den Kühen auf die Alp und es war mir eine Lust, recht geschäftig zu sein, Butter zu rühren, Käs zu bereiten, meine Sennhütte in gutem Stand zu erhalten, Reisende zu bewirthen, und ihnen manches selbstgepflückte Sträußlein Edelweiß zu schenken. Wie gut schlief ich auf dem duftenden Heu, und

wenn der erste Sonnenstrahl leuchtete, sprang ich unter Gebet zur Arbeit auf. Vor dem Kreuze da oben war mir's, als sei ich in einer Kirche, und ich meinte, so hoch oben noch näher unserm lieben Herrgott zu sein. Und wie lustig war auch der Heimzug, wenn ich den Sommer über kein Stück von der Herde verloren hatte und sie nun, wie gebräuchlich, schön geschmückt ins Thal hinab führte. Gern verwendete ich ein Stücklein Geld auf schöne Bänder und Goldgezier für diesen Schmuck und freute mich, wenn die Schellen recht hell klangen. Damit ist's lange vorbei; aber nun soll ich die schönen Berge nicht einmal mehr von unten aus sehen. Seit einem Jahre bin ich stockblind. Gott aber weiß schon: warum? und ich bin ergeben in seinen heiligen Willen. Seit er mir das leibliche Auge geschlossen hat, ist mein geistiges besser aufgegangen, und ich sehe Vieles in einem ganz andern Lichte. — Wenn nur der arme Junge da nicht blind würde; der hat noch länger, als ich zu leben. Er hat weder Vater noch Mutter und

zudem hat er seit seiner Geburt noch keine gesunde Stunde erlebt. Nun aber kam neulich ein Augenarzt in unsern Ort und der versprach uns Beiden zu helfen. So führt nun ein Blindes das andere, wie's im Sprichwort heißt, und wir machen gemeinschaftlich die Reise in die Stadt." —

Unter diesen Worten kam der Kutscher, zählte die Personen und rief: „Ist Alles beisammen?"

„Ja, ja!" riefen Alle; „macht nur, daß wir endlich fortkommen."

Nun ging es ans Einsitzen: die Jungen halfen zuerst den Alten hinein; die Weiber breiteten die Kleider sorgsam auseinander; Jedes schmiegte sich, so gut es gehen wollte; mancher Korb mußte auch noch hinein; die Zurückbleibenden winkten zum Fenster hinauf, streckten die Hände aus, die drinnen beugten sich nochmals heraus; der Kutscher schwang sich auf den Bock und knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen kräftig an, — und fort rasselte der Wagen mit seinen verschiedenartigen Insassen. —

Gott gebe Euch eine glückliche Reise, nicht nur bis zur Stadt, sondern auch durch's ganze Leben! Ist dasselbe ja doch auch so eine Fahrt voll Mühseligkeit und Gefahren und in mancherlei Gesellschaft; aber da Gott sie lenkt mit Seiner Vaterhand, so fehlt es nur an uns selber, wenn wir nicht glücklich zum Endziele gelangen.

Die

Schwester Candida.

Oftmals stört der Mensch selber die Erfüllung seiner Wünsche, weil er mit seinem Willen nicht eingreift in das mechanisch sich abrollende Uhrwerk der Tagesbegebenheiten und wartet, bis sein Wunsch von selbst an die Reihe kommt. Das sollte auch ich schmerzlich erfahren.

Ich hatte eine edle Seele kennen gelernt — es war die barmherzige Schwester Candida — und sie auf dem Krankenlager verlassen. Als ich wieder von meiner Reise zurückkehrte, zog mich herzliches Verlangen zu ihr, und dennoch waren bereits ein paar Wochen verflossen, bis ich endlich den Weg zu ihr einschlug.

Nachdem ich mehrere von Wagen, Reitern und

Fußgängern belebte Straßen durchschritten hatte, gelangte ich auf den großen Dultplatz, wo es eben sehr lebhaft zuging. Eine Menge von Buden waren aufgestellt. Verkäufer und Verkäuferinen priesen mit lauter, oft greller Stimme ihre Waaren an; Schau- und Kauflustige drängten sich herbei, und ein stürmisches Meer von Getöse wogte um mich, so daß ich da und dort stehen blieb, in diese bunte Welt beschauend hineinzublicken. Nach und nach entkam ich dem Gedränge und schlug den Weg in ein schmales und von hohen Häusern begrenztes Gäßchen ein, wo eine wahre Grabesstille herrschte! Welch ein Contrast mit dem, was ich so eben gesehen hatte! Endlich hatte ich mein Ziel erreicht; ich stand vor einem altersgrauen Gebäude, welches armen Pfründnern eine willkommene Zufluchtsstätte bietet.

Nach wiederholtem Pochen ward die wohlverschlossene Pforte durch einen alten Thorwächter geöffnet, den ich bat, mich zu Schwester Candida zu führen.

Der Mann sah mich seltsam traurig an, und schritt dann den langen Gang hinab. Die Thüre öffnete sich und da lag auf ihrem Bette Schwester Candida — aber sie war todt, vor wenigen Stunden hatte sie den letzten Hauch ausgeathmet, und ich sah nur mehr das Abbild ihrer frommen Seele, welche auf dem Antlitze tiefe Himmelsruhe zurückgelassen hatte.

Da sagte ich zu mir selbst: „Vor Kurzem befandest du dich noch so nahe der lebenden Dulderin und hättest dein Vorhaben, sie zu besuchen, so leicht ausführen können. Nun würdest du, von diesem Wunsche beseelt, umsonst die ganze Welt durchreisen, alle Meere durchschiffen; denn auf Erden kannst du dieses von Gott so auserwählte Wesen, diesen klaren Spiegel so vieler Tugenden nimmer finden. O, warum beschwören wir aus eigner Schuld so oft das Wort „zu spät" herauf. —

Ich verließ das Trauerstübchen und eine barmherzige Schwester gab mir Aufschluß über Schwester Candidas letzte Lebensstunden. Sie sagte mir, daß

die Dahingeschiedene sich noch vor ihrem Tode nach mir gesehnt habe und sich von mir vergessen wähnte, von mir, von der sie so herzlich geliebt wurde und wohl durch's ganze Erdenleben nicht mehr wird vergessen werden.

Bitt're Reue durchdrang meine Seele, und vor meinem Geiste sah ich sie wie eine Heilige auf ihrem Schmerzenslager liegen. Ihr blasses Angesicht schmückten ein paar blaue Augen, aus welchen Liebe, innerer Friede und himmlische Heiterkeit widerstrahlten; nie hatte dem Munde der liebliche Zug innerer Freundlichkeit gefehlt, die für Jeden immerdar auftauchte aus der menschenliebenden Seele. Ich sah ihre stille Zelle; die Wand, links neben ihrem Bette mit einem Cruzifixe, einem Weihwasserkessel und vielen Heiligenbildern verziert, deren Anblick ihr gewiß in den letzten, schlummerlosen Nächten, beleuchtet von dem matten Scheine des Lämpchens, viel Trost und geistige Erhebung bereitet haben mochte.

Noch meine ich, ihre sanfte, leise Stimme zu

hören, welche tief in die Seele drang und stets einen frommen Eindruck darin zurück ließ. Es war vom Schmerzenslager aus, als sie ihre letzten Worte an mich richtete. Sie hatte sich in ihrem schönen Berufe beim Tragen einer Kranken überhoben, wodurch sich eine Geschwulst am Rücken bildete, welche dreimal operirt ward; standhaft ertrug sie dieses und wies alle betäubenden Mittel zurück; sie wollte den Schmerz in seiner ganzen Größe empfinden, um noch mehr Mitleid mit den Kranken fühlen zu können.

Als ich sie damals fragte, ob sie während der Operation einen Schrei ausgestoßen habe, verneinte sie es und versicherte mir, daß sie während dem durch den lebhaften Gedanken an die Peinen der Martyrer gestärkt worden sei, und sich überhaupt gefreut habe, etwas für Gott leiden zu können. —

Traurig ging ich nach Hause, und so oft ich an die fromme Schwester Candida denke, welche in die finstere Nacht mancher Menschen wie ein

helles Sternlein leuchtete — von Vielen unbeachtet und übersehen, wie so mancher Stern da oben, — erneut sich meine Bewunderung ihrer stillen Tugend, und diese Bewunderung drängte mich, ihr hiemit den Abschied auf's Grab zu legen. Nachdem ich mich hienieden nur mehr im Geiste mit diesem ausgezeichneten Wesen vereinen kann, hoffe ich, sie einstens verklärt im gemeinschaftlichen Vaterhause wieder zu finden, wo diese auserwählte, treue Braut Christi gewiß Barmherzigkeit für meine Seele erflehen wird.

Zwei

Perlen unter den Armen.

1.

Vor einigen Jahren kaufte eine Dame ein Landhaus an dem malerischen Ufer eines See's. Sie ließ das Gebäude nach Bedürfniß vergrößern und nach ihrem Geschmacke einrichten. Dies Alles mußte möglichst bald beendet werden, damit sie mit ihrer Familie noch die schöne Jahreszeit daselbst genießen konnte. Weil die Arbeiter sehr gut bezahlt wurden, drängten sich Schaaren derselben herzu; aber es wurden nur die bedürftigsten Handwerker ausgewählt, um mit der Arbeit zugleich eine Unterstützung zu reichen. Wie mußte die Freude an dem schönen Landsitze durch den Gedanken erhöht werden, daß viele Familien hiebei eine Erleichterung in ihrer drückenden Lage gefunden hatten!

Bei diesem Bau war auch ein armer Mann beschäftigt, der die Steine trug und sonst noch zu allerlei Aufträgen benützt wurde, da er der Dame ganz besonders empfohlen war. Eines Tages kam derselbe zu der Gutsbesitzerin und dankte, indem er verlegen nach Worten suchte, für den ihm bisher zugewendeten Verdienst. Die Dame war erstaunt und sagte:

„Nun, Mathes, seid Ihr plötzlich vermöglich geworden, daß Ihr des Arbeitslohnes nicht mehr bedürft?"

Der Mann wurde fast dunkelroth im Gesichte; denn er verstand den versteckten Vorwurf gar wohl. Er entgegnete:

„Nein, ich bin nicht reich geworden, aber mein Nachbar, der taube Hans, der ist arm bis zum Verhungern und findet wegen seiner Gehörlosigkeit keine Arbeit. Und da meine ich: ob er nicht statt meiner die Steine tragen dürfte; ich will mich schon in Gottesnamen auf andere Weise durchbringen." —

Die Dame war von diesem Edelmuthe tief gerührt und sorgte nun für Beide, indem sie dem Fürbitter den bisher genossenen Verdienst ließ und dem tauben Hans eine andere, seinen Fähigkeiten entsprechende Beschäftigung gab.

2.

Und solche Handlungen stehen nicht einzeln da. Gerade unter den Armen zeigen sich, wie Perlen im Meere, — und die Armuth ist ja auch ein Meer der Trübsal — oftmals rührende Züge eines edeln Gemüthes. Von einem solchen Zuge wurde Frau von K. auch bei einer andern Gelegenheit Zeugin.

Eine Frau, welche früher bei ihr gedient und sich später an einen Zimmermann verheirathet hatte, kam auch jetzt noch öfters zu der erwähnten Dame. Nach dem Tode des Zimmermanns fiel die Sorge, ihre Kinder zu ernähren, ihr allein anheim. Die Dame aber glaubte, ihre ehemalige Dienerin befinde sich in erträglichen Verhältnissen, da sich dieselbe

immer für Nothleidende verwendete und nie etwas für sich selbst begehrte.

So kam es, daß eines Tages Frau von K. jener Zimmermannswittwe einige Gulden einhändigte mit der Bitte, davon täglich einem armen Weibe, das sie bezeichnete, einige Kreuzer zu geben. Kaum war eine Woche verstrichen, so kam jene Zimmermannswittwe unter sichtlicher Verlegenheit und Bewegung zu der Dame, und ersuchte sie, doch das ihr anvertraute Geld wieder zurück zu nehmen, da sie fürchte, nicht länger der Versuchung widerstehen zu können, es anzugreifen. Sie habe mehrere Tage dagegen gekämpft; aber ihre eignen Kinder stünden ihr doch am nächsten, und deren Bitte um Brod könnte endlich ihre Redlichkeit erschüttern.

Mit Mühe hatte sie während des offenen Geständnisses die Thränen zurückgehalten, die jetzt unaufhaltsam über ihre Wangen herabfloßen.

„Aber warum habt Ihr mir Eure traurige Lage verschwiegen, Barbara?“ — rief die gute

Dame. „Ist es für mich nicht gleichbedeutend, ob ich Euch oder Andern helfe? und wie gerne stehe ich gerade Euch bei!“

„Ach, ich schäme mich so, die Hilfe Anderer anzurufen, so lange mir Gott Gesundheit und Kraft verleiht zu arbeiten“, — erwiederte mit leiser Stimme die bedrängte Wittwe.

„Nun, Barbara, so gebraucht dieses Geld für Euch und Eure Kinder!“ sagte Frau von K.

Hiezu war jedoch die rechtliche Frau durchaus nicht zu bewegen. „Es gehört einer Andern“ sprach sie mit fester Stimme.

„Gut“, sagte die Dame, „es sei so. Da ich aber nach Eurem Willen thue, müßt Ihr nun auch nach dem meinigen thun.“

Und die Dame füllte aus ihrer Vorrathskammer einen Korb voll Lebensmittel, wodurch die bedrängte Familie wenigstens auf eine Woche reichlich versorgt wurde. Zugleich wurde verabredet, daß Frau Barbara's Tochter bei Frau von K. in Dienst treten solle.

Kaum war eine Stunde verflossen, als die Wittwe wieder mit ihrer sechszehnjährigen Rothburga erschien, welche in ihrem einfachen Sonntagsstaate gar lieblich aussah; noch mehr aber zierte sie die große Bescheidenheit, die sich in ihrem anmuthigen Gesichte und in jeder Bewegung kund gab. Frau von K. empfing Beide sehr freundlich und führte Rothburga in das für sie bestimmte Kämmerlein.

Es war rührend zu beobachten, wie Rothburga emsig bemüht war, durch eine Dienstbeflissenheit, die weit über den Kreis der ihr zugewiesenen Pflichten hinausging, die großen Wohlthaten einiger Maßen zu vergelten, welche die Dame sowohl ihr selbst wie der ganzen Familie erwies.

Der

kleine Holzschnitzler.

Es war ein wunderschöner Sommer-Nachmittag, als ich in Gesellschaft meiner Freundin einer im Gebirge gelegenen Wallfahrtskirche zuwanderte. Die Berge glänzten im Sonnenstrahl, die Wiesen prangten im Sommerschmucke, die Vögel flogen lustig umher, die bunten Schmetterlinge besuchten einen Blumenkelch nach dem andern und die Mückchen tanzten fröhlich in der Luft.

Als wir eine Anhöhe hinan wanderten, gewahrten wir einen sehr ärmlich gekleideten Knaben, der mühevoll, auf Krücken gestützt, den steinigen Fußsteig hinauf ging.

„Welch ein Bild des irdischen Elends findet sich sogar in dieser Gegend, die so reich an mannigfachen Naturschönheiten ist!" so sagte ich traurig

zu mir selber, während wir den armen Knaben einholten, der nun treuherzig grüßend vor uns stand. Sein sanftes, freundliches Auge war auf mich gerichtet, und ich freute mich des aufgeweckten, klugen Kindergesichtes. Ich erkannte nun in demselben den kleinen Holzschnitzler, den ich bereits einige Male gesehen, und von welchem ein ehrwürdiger Pater aus dem Franziskaner-Orden mir schon so viel Gutes gesagt hatte.

Wir mäßigten unsere Schritte und ließen uns mit dem Knaben in ein längeres Gespräch ein. Er wurde bald redselig und vertraulich; vermuthlich hatte er in unsern Augen Mitleid gelesen, und das ist ein Schlüssel für die Herzen aller Leidenden. Der arme Knabe begann nun sein ganzes Gemüth mit all seinen Leiden vor uns auszuschütten; unsere Aufmerksamkeit that ihm sichtlich wohl. Ein rauhes Wort, sei es auch von einer hellklingenden Geldmünze begleitet, verletzt tief, und das arme Kind hatte sich bereits schon an manches gewöhnen müssen.

Wir erfuhren nun, daß der Knabe in diesem vergangenen Winter Monate lang in peinlichen Schmerzen, auf altes Stroh gebettet, darniedergelegen, während sich zu diesem Elende noch Hunger und Kälte gesellten; die dünne, wollene Decke schützte den Kranken wenig vor dem eisigen Hauche des Nordwindes, und durch die zerbrochenen Fensterscheiben pfiff er schaurig genug. Seine Mutter war selbst so schwach, daß sie im Walde nicht Holz sammeln konnte; ihre Kräfte reichten kaum hin, das Kind zu pflegen, und nur mühsam erhielt sie sich aufrecht an seinem Bette. Endlich konnte sie einem heftigen Fieberanfalle nicht mehr widerstehen; es war ihr unmöglich, das eigene dürftige Lager zu verlassen.

Da lagen sie nun Beide, Mutter und Sohn, hilflos. Als der Letztere dieses sah, raffte er alle Kraft zusammen, um aufzustehen und die Mutter zu pflegen. Vergebens! Seine gänzliche Ohnmacht fühlend, sank er schluchzend wieder auf's Stroh zurück.

Während die beiden Kranken sich in dieser hilflosen Lage befanden, wo nur der Aufblick zu Gott vor Verzweiflung schützen konnte, klopfte es plötzlich an der Thüre und der Allen wohlbekannte und von Allen verehrte Franziskanermönch trat herein. Sogleich versprach er, den Kranken Suppe zu schicken und die alte, dienstfertige Genovefa zu bitten, ihre Pflege zu übernehmen. Dazu gesellte er fromme Worte des Trostes und verließ sie nicht eher, als bis sie muthvoll der Zukunft entgegen sahen. -

Genovefa war eine ehrwürdige Alte. Vierzig Jahre lang hatte sie im Hause des Bürgermeisters gedient, wo sie durch weise Sparsamkeit mehrere hundert Gulden zurücklegte; denn sie liebte die Einfachheit, kleidete sich nie über ihren Stand und bedachte sich, ehe sie einen Kreuzer ausgab, ob es auch wirklich nothwendig sei. Zu ihren Ersparnissen gesellte sich auch noch eine Erbschaft. Das alte Ehepaar, dem sie gedient hatte, war an Einem und demselben Tage an einer herrschenden ansteck-

enden Krankheit gestorben, und unter vielen Thränen hatte die gute Genovefa denselben die Augen zugedrückt. Dann war sie in ein kleines, niederes Stübchen gezogen, wo sie sich nothdürftig einrichtete, und von ihren kleinen Ersparnissen zu leben, dabei auch noch manches Werk der Barmherzigkeit zu üben gedachte.

Aber der Segen ihrer treuen Dienstjahre kam unerwartet über sie. Noch war kaum eine Woche vergangen, als ihr die Kunde ward, daß ihre verstorbene Herrschaft, welche keine Kinder hinterlassen, ihr die Summe von tausend Gulden vermacht hätte.

Man kann sich das Erstaunen, die Freude und die rührende Dankbarkeit der alten Genovefa vorstellen: denn welch ein Reichthum war dies für sie! Einen guten Theil des Kapitals legte sie nun beim lieben Gott selber an, indem sie ihren dürftigen Nebenmenschen viel Gutes erwies.

Die menschenfreundliche Genovefa ließ auch dieses Mal nicht lange auf sich warten, sondern er-

schien bald in ihrem einfachen, braunen Katunkleide vor den Krankenbetten. Schon ihr Anblick war wohlthuend. Das frische Gesicht war mit freundlich blauen Augen geziert, die vom Alter und von der vielen Arbeit wohl etwas getrübt, aber klar genug waren, daß sich Liebe und Friede darin abspiegeln konnten. Wer in diese Augen sah, schöpfte daraus Muth und Gottvertrauen. Unter der schwarzen Haube stahlen sich einige in Ehren erbleichte Haare hervor, was das Ehrwürdige ihres Aussehens vermehrte.

Als die gute Alte das große Elend, welches hier herrschte, gewahr wurde, eilte sie sogleich zum Armenarzt und dann in ihr eignes Kämmerlein, um eine wollene Decke und ein paar Leintücher herzuschleppen. Aus der Franziskanerküche holte sie warme Suppe, und kehrte dann in möglichst kurzer Zeit zu den Kranken zurück. Wie dankbar war der arme Knabe! wie dankbar die doppelt leidende Mutter beim Anblick all dieser Gegenstände! Stundenlang weilte die Alte nun in dieser Hütte, opferte

manche Nacht der Pflege der Kranken und strickte daneben noch gute Strümpfe für den Knaben.

Nach einer Woche fühlte sich die Mutter bereits kräftig genug, die Pflege des Sohnes selbst wieder zu übernehmen, und dankte der menschenfreundlichen Krankenpflegerin für den erwiesenen Liebesdienst. Als Genovefa bereits die Thürschnalle in den Händen hielt, forderte sie die Armen noch einmal auf, doch gleich nach ihr zu schicken, wenn man ihrer bedürfe, sie komme ja so gerne! —

Mit der Mutter ging es nun von Tag zu Tag besser, aber die Schmerzen des Knaben nahmen immer mehr zu. In der heiligen Fastenzeit stellte sich bei ihm eine so große Schwäche ein, daß der Augenblick seiner Auflösung nahe schien. Da wandte er sich mit folgenden Worten flehend zu seinem lieben Heilande:

„Lieber Jesus! sieh mich mitleidig an und verwende dich beim guten Himmelvater für mich, damit er mein Leben noch verlängere; es fällt mir so schwer, mich von meiner Mutter zu trennen;

ich möchte ihr gerne das Gute vergelten, das sie mir vom ersten Augenblick meines Lebens an erwiesen hat. Nimm, o Jesus, mein Flehen wohlgefällig auf; denn Du hast ja selber vom Kreuze aus Deiner Mutter Maria gedacht."

Bald nach diesem Gebete fiel der Kranke in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden lang dauerte. Schon beweinte die Mutter, welche dies für den Schlummer des Todes hielt, mit heißen Schmerzensthränen ihren Sohn, — als dieser plötzlich seine großen Augen öffnete, und seiner Mutter sagte, daß er sich neugestärkt fühle.

Täglich kräftigte sich nun die Gesundheit des kleinen Johannes — so hieß der Knabe — und am heiligen Charfreitage durfte er zum ersten Male ausgehen. Wie wohl that es ihm, auf den Arm der Mutter gestützt, die Krankenstube zu verlassen und die lang entbehrte Luft einzuathmen! Der wiederkehrende Frühling vollendete seine Genesung. Mit welcher Freude begrüßte er die von der Winterreise heimkehrenden Schwalben! wie entzückte ihn

der Anblick der duftenden Veilchen, welche an den Zäunen aufblühten! — Doch welchen Weg schlug nun der Knabe zuerst ein? Ich denke, das ist leicht zu errathen. Es war der schmale, von Vogelbeerbäumen umgebene Fußpfad, der am stillen, von Bergen umgebenen Gottesacker vorbeiführt. Nun haben Mutter und Sohn das Portal der alten Kirche erreicht, sie treten ein, und tiefe Stille der Einsamkeit umgibt sie. Inbrünstig beten sie neben einander und danken für das neugeschenkte Leben; zum Schlusse aber wird der treuen Pflegerin Genovefa mit innigem Danke gedacht.

Bald wurde Johannes kräftig genug, eine Arbeit zu beginnen. Längst hatte er sich entschieden, ein Holzschnitzler zu werden, da er ja doch für kein schweres Geschäft tauglich war. Nach einigen mißglückten Versuchen gelang es ihm, kleine, hölzerne Kreuze zu verfertigen, für welche er Stück für Stück einen Kreuzer erhielt. Als der Verleger — so nennt man den Kaufmann, der diese Waaren im Handel hat, — dem verwachsenen Knaben das

mühsam erworbene Geld zum ersten Male ausbezahlte, fühlte dieser sich weit glücklicher, als manch reicher Kaufmann sich fühlen mag, der Tausende von Gulden einnimmt. —

Alles dies hatten wir auf unserm langen Gange von dem Knaben erfahren, der es auf seine kindliche Weise anziehend erzählte. Ich fragte ihn nun, ob es ihm nicht erwünscht wäre, in einer Versorgungsanstalt aufgenommen zu werden, die erst kürzlich für krüppelhafte Kinder errichtet worden war. „Freilich!" — rief der Knabe hocherfreut aus, — „wäre mir das lieb; dann bekäme ich sicherlich ein gutes Bett, warme Kleider und brauchte auch nicht mehr Hunger zu leiden." —

Doch bald verschwand der frohe Ausdruck von des Kindes Zügen, und sie drückten einen innerlichen Kampf aus. Nach einer Weile sagte er mit leiser Stimme:

„Nein, nein, ich muß hier bleiben; was sollte meine Mutter ohne mich anfangen? Gott hat mich für sie ja eigens am Leben erhalten."

„Gott lohne dir diese Gesinnung, Knabe," rief ich freudig. „Wer seine Eltern ehrt, dem wird es auf Erden wohlergehen."

Der Knabe bat uns nun, seine kleinen Schnitz-Arbeiten zu betrachten, und wir erstaunten, wie weit er es in so kurzer Zeit bereits gebracht hatte. Er zeigte uns die verschiedensten Gegenstände und war sehr erfreut, als wir mehrere Kleinigkeiten bestellten.

Nach einigen Monaten erhielten wir von ihm ein ganzes Kistchen voll. Er hatte ungemeine Fortschritte gemacht. Da lagen Papierfalzer, Gebirgshäuslein, Alpenhütten, Kreuzchen, Sternchen zum Fadenaufwinden, Körbchen und die verschiedenartigsten Sachen. Wir waren mit dieser ersten Lieferung so zufrieden, daß ich bei unserm kleinen Schützling ein in Holz geschnitztes Gebirgsdörflein bestellte, das ihn längere Zeit beschäftigen sollte.

Der arme Knabe führte diesen Auftrag mit großem Fleiße aus und ließ seiner kindlichen Phantasie hiebei freien Spielraum. Gärtchen waren zwi-

schen den Häusern, darin Blümlein und Kühe; auch der frische Brunnen fehlte nicht; aber am schönsten war die Kirche mit dem Gottesacker ausgefallen, und in Mitte des Dorfes der mit allerlei flimmernden Gegenständen gezierte Maibaum.

Als ein freundlicher Herr das kleine Dorf sah und des Knaben bisherige Lebensgeschichte hörte; wie dies verkrüppelte Kind schon eine Stütze der Mutter war; da nahm er sich vor, dem kleinen Naturkünstler zu seiner fernern Ausbildung behilflich zu sein. Wie erwünscht war dieses für den wißbegierigen Knaben, der nun in die Lehre zu dem geschicktesten Meister des Ortes kam, wo er so rasche und bedeutende Fortschritte machte, daß ihn der gute Meister bald für jede Arbeit bezahlte. Nach wenig Monaten wurde Johannes die Stütze seiner Mutter. Nicht minder, als durch sein Talent, zeichnete er sich auch durch sein ganzes Betragen aus, was insbesondere in dem Benehmen gegen seine Mutter hervortrat, indem er derselben, wenn er Abends ganz ermüdet nach Hause kam, mit der

größten Bereitwilligkeit noch in ihren häuslichen Geschäften beistand, ohne für sich eine Erholung in Anspruch zu nehmen, oder ihr von seinem Erwerbe einen Kreuzer zu diesem Zwecke vorzuenthalten.

Der erkenntliche Knabe vergaß aber auch seinen Wohlthäter nicht; er schrieb ihm einen wahrhaft rührenden Brief und sandte ihm einen Beschwerstein, sein eigentliches Meisterstück. Darauf befand sich nämlich ein schön gearbeitetes Kreuz, vor welchem auf einer Bank ein Knabe kniete. Am Fuße des Kreuzes standen folgende Worte zierlich geschrieben:

„Das Gebet des Dankbaren findet Gnade bei Gott."

Der Briefbote.

Es hat acht Uhr geschlagen, und die rührige Geschäftsthätigkeit hat wieder aller Orten begonnen. Auch im Postbureau ist es lebendig geworden; im bunten Durcheinander liegen da die während der Nachtstunden eingelaufenen Briefe. Hätten sie eine Sprache, diese stummen Boten, wie müßten die grauen Mauern wiederhallen von Schmerz- und Jubeltönen aller Art, und stünden sie plötzlich verkörpert da, alle diese Schreiber, welch ein buntes Gemisch der Armen und Reichen fände sich hier zusammen!

Ob diese Gedanken wohl auch den Kopf des Briefträgers durchkreuzen, der seit vielen Jahren, wie heute wieder, täglich die Briefe nach Haus-

Nummern und Straßen ordnet, um sie dann in sein Ränzchen zu schieben und dahin zu tragen, wo sie wirklich Sprache und Leben erhalten! — Gut, daß er nicht weiß, was er da Alles mit sich herumträgt, die Last möchte ihm gar zu schwer werden. Aber des Dichters Phantasie, welche den wortlosen Sang der Vögel, ihren Lust- und Klageton, das Plaudern der Wasserwellchen, das Rauschen des Schilfes im Abendwinde und die duftige Sprache der Blumen versteht — sie dringt durch die sorglich gefalzten Papiere trotz des verschließenden Siegels und sie jubelt und seufzt mit all den stummen Buchstaben da drinnen. Drum ist der Dichter auch einer der Glücklichsten und der Unglücklichsten im Erdenleben! Hört, was er heute Alles erlauschte.

Der Postbote hat seinen Gang angetreten. Er liest die erste Adresse und lenkt seine Schritte quer über die Straße. Das ist ihm ein wohlbekanntes Haus; denn fast täglich hat er da etwas zu bestellen. Hier wohnt Frau Müller, eine Tante

nach ächtem Muster, das Noth- und Hilfsbüchlein der ganzen Familie. Wenn irgend eine Sorge sich im weiten Kreise der Angehörigen regt, oder wenn ein kleines Mißverständniß die Seelen entzweit, oder wenn die Hoffnung leuchtet als allerkleinstes Sternlein, oder wenn irgend ein Einkauf in der Stadt zu machen ist, muß Tante Müller beistehen mit Rath und That.

Auf dem heutigen Briefe ist die Adresse mit jenen kräftig männlichen Schriftzügen geschrieben, welche auf Eile deuten. Tante Müller öffnet dem Briefträger selber die Thüre, es scheint, sie hat ihn fast ängstlich erwartet. An ihrem Kleide halten sich zu jeder Seite frische Kinderhändchen, ein Knabe und ein Mädchen, erst seit acht Tagen der Tante von ihrem Bruder anvertraut. Mit dem freudigen Rufe: „von euerm Vater!" öffnet sie den Brief augenblicklich, während die Kinder begierig zu ihrem lieben Gesichte emporschauen, das beim Lesen des kurzen Briefes gar selig glänzt. „Was schreibt der Papa? sag' es uns, liebe Tante!" rufen die beiden

Kinder einstimmig. Und die Tante zieht die Kinder in die Stube und sagt: „Wißt ihr noch, wie ihr euch immer ein Schwesterlein gewünscht habet, und wie ihr vor eurer Abreise die kleine Puppe in's Bettchen legtet und der Vater geheimnißvoll sagte, daß sie bis zu eurer Wiederkehr lebendig werden, und dann nicht mehr eure Puppe, sondern euer liebes und herziges Schwesterlein sein würde? Und es ist geschehen, wie der Vater versprochen hat. Ein kleines, lebendiges Schwesterlein liegt zu Hause in der Wiege, und der Vater schreibt, wir sollen gleich kommen und es ansehen und recht lieb haben." Die Kinder hatten mit seligem Erstaunen zugehört. Sie jubelten nun und hüpften vor Freude, und eilten fort, um ihre sieben Sachen zusammenzutragen und einzupacken. —

Inzwischen ist der Briefträger weiter gegangen, indem er nach der Adresse des zweiten Briefes sah. Das ist ein in langem Formate zusammengelegter, mit einer Oblate und einem Gerichtssiegel verschlossener Brief. Darauf steht als Nachnahme die

Taxe von 1 Thaler 20 Groschen. Wie das der Briefträger lies't, lächelt er still und etwas schadenfroh vor sich hin; denn so ein Mann hat auch seine Erfahrungen gemacht. „Der alte Geizhals wird brummen", schmunzelte er.

„Herein!" ruft's in ärgerlichem Tone. Noch hört der Briefträger das Klingen der Goldstücke, hört, wie die Geldlade behutsam geschlossen wird. Da sitzt der Alte im fadenscheinigen Rocke, die Brille mit den blauen Gläsern auf der Nase, über die sein Blick lauernd hervorschielt. Wie er den Brief empfängt und die Taxe lies't, fährt er erschrocken zusammen und will sich fast besinnen, den Brief anzunehmen. Aber das Gerichtssiegel erweckt doch allerlei Bedenken; er öffnet also zögernd die Börse, sucht die abgenütztesten Groschen und Kreuzer zusammen und legt sie mit zitternden Händen dem Briefträger hin. Der Alte wartet, bis der Bote das Haus verlassen hat, denn er ist mißtrauisch und liebt keine Zeugen. Nun erst öffnet er den Brief. Was? kann in dieses von der Lei-

denschaft des Geizes so verwitterte Antlitz auch noch ein Freudenschimmer — dieser Engelsbote — kommen? Doch manch' böser Geist hüllt sich in's Gewand der Freude, und solch einer sitzt in dem Lächeln des Geizhalses. Der Brief enthält eine Todesbotschaft; — aber der Alte ist des Entschlafenen Erbe, ein lachender Erbe, denn beide waren hienieden Feinde, obgleich Stamm- und Sinnesverwandte: beide hängend am irdischen Gute. Da kam der Tod plötzlich, ehe der Eine sein Testament gemacht hatte. Und nun ist der zusammengescharrte Reichthum das Eigenthum dessen geworden, den jener bitter haßte, und die arme Marie, das angenommene Waisenkind, die ihn treu und uneigennützig verpflegte, und an der sein Herz hing mit jener dürftigen Liebe, deren es fähig war, ist obdachlos und muß bei Fremden ihr Brod suchen. Aber, tröste dich Kind! Am selbsterworbenen Kreuzer hängt mehr Glück und Segen, als an dem Gelde des Geizigen; denn daran kleben nicht selten die Thränen der Armen. —

Während der Alte in seiner unseligen Freude schwelgt, bei welcher die Engel ihr Antlitz verhüllen, schreitet der Briefträger die Straße entlang. Dort steht ein Eckhaus, und aus dessen Erkerfenster schaut ein gar anmuthig rosiges Mädchengesicht. Die Kleine beugt ihren schlanken Hals weit hinaus und lauert auf Etwas. Jeden Tag um dieselbe Stunde harret sie hier und schaut inzwischen ungeduldig auf die Schwarzwälderuhr, deren Gang ihr so träge und langsam dünkt. Das Alles gilt dem Briefträger oder vielmehr seinem inhaltsreichen Ränzchen. „Heute muß er einen Brief haben," flüsterte das sehnsüchtige Herz. „Ja, er kommt, er hat wirklich einen Brief!" In diesem Augenblicke verläßt die Kleine das Fenster und springt die Treppe hinab, dem Ersehnten entgegen. Der Briefträger lächelt schalkhaft und hält ihr einen an die Mutter vor. Da zittert schmerzliche Täuschung um den Mund, und eine kleine Thräne stiehlt sich in's Auge. Sogleich fügt der Bote einen zweiten dazu, ein rosiges, zierliches Brieflein; denn

es ist der Brief eines liebenden Bräutigams, und die Liebe sucht selbst bei Aeußerlichkeiten eine solche Harmonie. Wie glückselig nun das Antlitz der Kleinen strahlt! denn es ist die liebliche Eigenheit junger Herzen, daß die innere Lust unverschleiert auf Mund und Auge schwebt.

Sinnend geht der Briefträger weiter. Ob er vielleicht gar der eigenen Jugend gedenkt, wo er auch solche Briefe schrieb und empfing? oder ob er in Wehmuth das Bild derjenigen vor sich erblickt, die sein Weib war und nun im Grabe ruht? ob er vielleicht der verwaisten Kinder daheim gedenkt, der Pflege entbehrend, weil mutterlos? Vielleicht mischt sich all dieß bei ihm untereinander; denn die Liebe ist eine Sonne, welche auch nach ihrem Untergange noch das Herz übergießt mit glühendem Abendrothe der Erinnerung.

Inzwischen hat das glückliche Mädchen den Brief an das Herz gedrückt, ist hinaufgeeilt in ihr Stübchen und hat Alles, Alles um sich vergessen. Da sitzt sie nun, und Lächeln und Thränen, doch

keine bittern, sondern Thränen höchster Beglückung, wechseln auf ihrem Gesichte. Sie durchlies't den Brief noch einmal und immer wieder auf's Neue, denn sie prägt sich jedes Wort zu tiefst in die Seele hinein; dann küßt sie ihn mit unschuldiger Zärtlichkeit. Nun aber springt sie auf, sie muß zur Mutter; denn wenn auch der Schmerz sich verbergen läßt, die Freude bricht sich Bahn auch durch die stärkste Brust. Und Röschen findet für die ihre die geeignete Stätte: „das Mutterherz." Dahin eilt sie und ruft: „Mutter, Mutter! hör' nur! Adolph kommt! morgen schon kommt er; und Hochzeit will er halten, sobald als nur möglich; denn sein Hoffen ist erfüllt, und er ist angestellt." Da legt die Mutter ihre Hand wie zum Segnen auf Röschens Haupt und eine Zähre füllt ihr Auge. Ob darin nicht vielleicht das Weh der nahen Trennung von ihrem Kinde zittert? —

Doch fort von Mutter und Tochter. Unser Briefträger hat noch gar manche Botschaft zu bestellen. Er naht sich einem prächtigen, palastähn-

lichen Hause, betritt das Vorzimmer und überreicht dem Bedienten einen schwarzgeränderten Brief.

Drinnen in ihrem schönen, von allem Luxus strahlenden Boudoir sitzt eine Dame. Sie ist eben beschäftigt, der fernen Mutter zu schreiben und schildert die herzliche Freude über die nahe Aussicht des Wiedersehens. Da nähert sich ihr zögernd das Kammermädchen und übergibt stillschweigend, mit theilnehmender Miene den Trauer verkündenden Brief. Sobald die Dame denselben erblickt, schwindet plötzlich die rosige Farbe von ihren Wangen, und Todtenblässe des Schreckens und der Angst überzieht ihr sonst so heiteres Gesicht. Hastig erbricht sie das Siegel, reißt den Umschlag entzwei, und in derselben Minute stößt sie einen herzzerreißenden Schrei aus; das Blatt entfällt ihren Händen, die sie vor die Augen drückt, und Thräne um Thräne rollt durch die Finger. Die Mutter ist todt! Nicht mehr wird sie diejenige sehen, in deren Armen sie als Kind ruhte und deren unvergeßbare Liebe ihr das Leben verschönte, wie der freundliche Strahl

der Sonne die Weinrebe mit seinem milden Glanze verherrlicht. Welch' ein unsägliches Entbehren für's Herz, nimmer die traute Stimme der Mutter zu vernehmen, die so reich an Worten des Trostes war, wenn Sorge oder schwere Leiden die Seele bedrückten! Noch ist der Schmerz zu neu für die Arme! Aber wenn sie ihr kummerumnachtetes Auge erhebt, wird ihr vom Himmel herab ein Sternlein der Hoffnung leuchten, es heißt: „Wiedersehen," und hebt den Geist über die Grenzen des Erdenlebens hinaus — dahin, wo die ewige Vereinigung durch keine Thräne, keine Trennung mehr getrübt wird. —

Inzwischen hat der Briefträger schon die Schwelle eines Krämerladens erreicht, dessen Eigenthümer sein alter langjähriger Freund ist. Dieser tritt ihm mit sichtlicher Spannung und Erregtheit entgegen und ruft: „Gottlob, daß du es bist! Ich fürchtete, den Polizeikommissär zu erblicken. Freund, mit mir steht's schlecht, und die Auspfändung ist mir bereits angekündigt. Du weißt, wie sparsam

wir lebten und wie wir keine Mühe uns verdrießen ließen, um nur ehrlich durchzukommen. Nun liegt mein Weib seit Wochen krank darnieder; ihre Pflege, Doktor und Apotheker zehrten alle Ersparnisse auf, und ich bin nicht im Stande, einen verfallenen Wechsel einzulösen. Jeden Augenblick erwarte ich nun die Sperrung meines Ladens, und dann ist das Elend erst voll! Von was dann leben?"

So jammerte der Krämer und nahm in Gedanken versunken den dargereichten Brief in Empfang. Plötzlich erhellte sich sein Auge und er rief aus: „Gott! so bist du auch mir am nächsten in der Noth! so hast du mich nicht verlassen!" Und zum Briefträger gewendet, erzählt er in freudiger Hast: „Denk nur, mein Bruder nahm mit mir gemeinsam ein Loos der Staatslotterie. So eben schreibt er mir, wir hätten gewonnen! Freund, zweitausend Gulden gewonnen! Und nun schnell fort zu meinem armen kranken Weib! Die Freude muß sie ja gesund machen!" Und fort stürmt der Glückliche, hin zum Lager seiner Frau. Dort wirft

er sich nieder auf die Knie, zieht die erstaunten Kinder zu sich, erzählt ihnen die Freudenbotschaft und dankt in Vereinigung mit ihnen dem guten Gott für die wunderbare Rettung aus so großer Bedrängniß. —

Unser Briefträger ging inzwischen freudigen Schrittes weiter; denn er besitzt ein Herz, das beim Glücke anderer theilnehmend schlägt. Zu wiederholtem Male klopft er an eine Thüre, welche in das Wohn-, besser gesagt Rauchzimmer eines alten Generals führt; der Tabaksqualm, durch das Schlüsselloch dringend, war schon im Vorplatze verbreitet. Endlich ruft eine Baßstimme: „Herein!" und der Briefträger steht vor dem ihm wohlbekannten General, welcher, aus einer langen Pfeife rauchend, in seinem Lehnstuhle liegt und in die allgemeine Zeitung vertieft zu sein scheint. Er legt das Blatt bei Seite und lächelt dem Briefträger entgegen. Es ist ja sein ehemaliger Korporal, der viele Jahre unter ihm gedient hat. Wie in früheren Zeiten steht dieser steif- und ordnungsmäßig vor

ihm und überreicht seinen Brief. Ohne das Auge darauf zu wenden, unterhält sich der freundliche Herr mit seinem ehemaligen Untergebenen, frägt, wie's ihm gehe, und schüttelt ihm endlich treuherzig die Hand.

Der Briefträger ist fort, und der General schaut auf seinen Brief. Da steigt freudige Röthe auf sein Gesicht, denn er erkennt seines Sohnes Handschrift. Nun öffnet er ihn begierig; er schmunzelt wohlgefällig beim Lesen, und immer dichtere Rauchwolken umhüllen den Brief, — ein sicheres Zeichen guter Laune. Der Brief kommt vom Schlachtfelde und lautet unter Anderm: „Heiß war der hartnäckige Kampf, groß die Gefahr, unerschütterlich der Muth unserer Truppen, und manche brave That geschah. Aber bis zum Jubel steigerte sich die Begeisterung bei endlich erfolgter Einnahme der Festung, nachdem die feindliche Besatzung lange kühnen Widerstand geleistet hatte. Auch dein Sohn, lieber Vater, hat seine Pflicht gethan. Bei der Erstürmung wurde mein rechter Arm schwer ver-

wundet; doch die Fahne in die Linke nehmend, eilte ich, die Schmerzen im Siegesgefühle vergessend, den Truppen voran, und pflanzte sie als Siegeszeichen unter dem Schmettern der Trompeten und dem maßlosen Jubel der Unsern auf die Zinnen. Dann aber überfiel mich ein heftiges Fieber, von welchem ich erst vor wenigen Tagen genas. Da mein Arm noch der Schonung bedarf, bat ich um Urlaub, und in Kurzem werde ich bei dir sein.

Wie freue ich mich darauf, dir Manches zu erzählen; denn während der drei Jahre unserer Trennung hat sich Vieles ereignet, was dein braves Soldatenherz sicher mit Interesse vernimmt, was man im Lager nicht leicht schreiben kann, und wozu mein verwundeter Arm jetzt auch zu schwach wäre." —

Ueberlassen wir den General seiner Freude und schließen wir uns wieder dem dahinschreitenden Briefboten an. Wieder hat dieser eine vornehme Wohnung betreten, um welche sich prächtige Gärten ziehen und dem Hause ein stilles, einsames An-

sehen verleihen. Es ist auch einsam daselbst; denn hier wohnt eine reiche Wittwe, und ihre einzige Tochter ist nicht bei ihr, sie ist ferne.

In ihrem weiten Zimmer auf- und abgehend, erwartet eine ältliche Dame in Bangen und Ungeduld die Poststunde. Endlich öffnet sich die Thüre und zwei Briefe liegen in ihren Händen. „Von meiner Tochter!“ ruft sie aus, als sie den ersten erblickt. „O, warum hast du mich verlassen, mich und all den Reichthum dieses Hauses, um in Armuth und Selbstverläugnung dein junges Leben hinzuschleppen, im Kloster ekelerregende Kranke zu pflegen, während du hier gefeiert, geliebt und auf Händen getragen leben könntest! Arme Marie! wird nicht die Reue zu spät kommen!“ So seufzte die reiche Dame, als sie den Brief öffnete. Aber welch' eine selige Antwort gibt dieser Brief ihrem Ausrufe! Marie schildert das reine Glück einer Braut Gottes, den Frieden ihrer Seele im Dienste der leidenden Menschheit; schildert den Unterschied zwischen den vergänglichen und von ihr genossenen

Vergnügungen der Welt, und jenen geistigen Freuden, welche ihr oft am Krankenlager der leidenden Mitmenschen zu Theil werden, die sie pflegen und trösten kann, und wo ihr so oft vergönnt wird, auch die Seele zu heilen von jenen Wunden der Sünde, die noch tiefer schmerzen als die leiblichen. Da opfert die Dame ihr Kind dem Herrn, dem es ja vor Allem gehört, und himmlischer Friede zieht auch in ihre Seele.

Jetzt öffnet sie den zweiten Brief. Er kommt von einem armen, mit Wunden bedeckten Greise, der die wohlthätige Wittwe bittet, für ihn einen Platz im Spitale zu erkaufen, um in seinen letzten Lebenstagen doch noch fromme, treue Pflege zu genießen. Sie blickt wieder auf den Brief ihrer Tochter; vor ihr steht deren Bild, wie es die Kranken pflegt. Und sie sollte nicht gerne den vergänglichen Reichthum verwenden zu ähnlichen Zwecken, während diese all' ihre Kräfte den Kranken und Armen widmet? —

Während die reiche Wittwe in ihrem Herzen die Erfüllung dieser Bitte beschließt, klopft der Briefträger an der Thüre eines Dachstübchens. Kein Ruf ertönt. Da drückt er auf die Thürschnalle, bleibt aber wie angefesselt stehen; denn, den Rücken gegen ihn gewendet, kniet vor dem Bilde des Gekreuzigten und seiner leidenvollen Mutter die Inwohnerin dieses Stübchens. Mit leisen Worten fleht sie um deren Fürbitte, daß Gott ihr in der gegenwärtigen Noth helfen möge, nicht durch Geld und Gut, nein, nur durch Arbeit. „Du hast ja", spricht sie, „o heilige Jungfrau, auch auf die Verlegenheit der Hochzeitleute in Kana erbarmungsvoll gesehen. Ich aber bin in Noth und rufe zu Dir um Hilfe. Ich will ja gerne arbeiten, um ehrlich durchzukommen. Sende mir Arbeit, liebe Mutter Gottes! ewig will ich Dich preisen und Deiner Hilfe gedenken!"

Wie das unser Briefträger hört und sieht, kommt ihm die Rührung in's Herz und steigt fast bis in's Auge hinauf. Er macht sich nun leise be-

merkbar, und wie die arme Näherin erschrocken umschaut, überreicht er ihr einen Brief. Sorgfältig öffnet diese ihn mit ihrer Scheere, während der Briefträger sich am Anblick des freundlichen Dachstübchens weidet. Wie schon erwähnt, schmückt ein Kruzifix die weißgetünchte Wand, das Fensterbrett prangt im Schmucke blühender Gewächse, der rein gescheuerte Boden, das rosa überzogene Bett, das Tischchen mit dem wohlgeordneten Nähkorb, die einfachen Strohstühle: Alles zeugt von großer Ordnungsliebe und Reinlichkeit.

Warum steht der Briefträger wohl bereits mehrere Minuten unter der Thürschwelle und geht immer noch nicht? Ein plötzlicher Gedanke, von Oben eingegeben, fesselt ihn hier; einer jener Fingerzeige Gottes, die so oft dem ganzen Leben eine neue Bahn weisen, ist in sein geistiges Auge gefallen. „Sie will Arbeit?" denkt er; „o bei mir zu Hause gäbe es Arbeit in Hülle und Fülle, und meine verwaisten Kinder brauchten auch eine Mutter; — das wäre gerade die rechte für sie." Aber

er spricht den Gedanken nicht aus, sondern erinnert sich endlich, daß sein heutiges Tagewerk noch nicht vollendet sei, und er noch manchen Brief zu bestellen habe. So eben hat aber die arme Gertrude den Brief gelesen und ruft freudig aus: „Dem dreieinigen Gott und der heiligen Jungfrau sei tausendmal Dank gesagt; denn nun habe ich wohl für mehrere Monate Arbeit; warum sollte ich fernerhin sorgen, da ja der liebe Gott die Sperlinge des Daches nährt, wird er auch mich nicht verlassen!" — „Fromm und fleißig!" flüsterte der Briefträger vor sich hin und geht. Nun trägt er aber nicht allein Briefe, sondern auch noch seine eignen stillen Pläne mit sich herum.

Sein nächster Weg führt ihn nicht weit, gleich da in das gegenüberliegende offenstehende Stübchen eines armen Weibes. Seine Augen vergleichen diese beiden Kammern miteinander. Wie rauchig sind diese rauhen Wände! sie entbehren jedes frommen Schmuckes; keine Blumen verschönern die zerbrochenen Fensterscheiben, die beschädigten Geräth-

schaften stehen ungeordnet herum, auf dem Boden liegen die Ueberreste der armseligen Mahlzeit, — Alles ist unsauber und ekelerregend.

Endlich sieht er ein Weib mit ihrem etwa neunjährigen Knaben den dunkeln Gang einherkommen. Beide sind in Lumpen gehüllt und tragen zerrissene Körbe auf dem Kopfe. In den Zügen des blaß aussehenden Weibes zeigen sich wohl noch Spuren einer ehemaligen Schönheit, doch die dunklen Augen haben einen unheimlichen Ausdruck.

Schnell reißt die Wittwe den Umschlag des erhaltenen Briefes ab, welcher einige Zeilen an sie und eine sorgfältig geschriebene Inlage mit einer andern Adresse enthält. Die kleine Afra schreibt ihrer Mutter aus dem Rettungshause, wo sie sich seit mehreren Monaten aufhält, wie gut es ihr daselbst ergehe und wie sie auch für ihren Bruder ein so stilles Plätzchen wünsche, damit er auch einer sorgfältigen Erziehung theilhaftig würde, welche ja die Mutter in ihrer Armuth ihm nicht angedeihen lassen könne. Sie bittet deßhalb die Mutter,

den beifolgenden Brief ihrer Wohlthäterin zu übergeben, doch zuvor ihr Schreiben durchzulesen.

Da zuckte es vor Zorn und Hohn in dem Gesichte des Weibes; sie zog den Knaben zu sich und rief: „Was? meine beiden Kinder soll ich hergeben! und von was leben? verhungern? Nein, Baptist! du bleibst bei mir. Oder willst du dich auch einsperren lassen in ein finsteres Haus und Buße dafür thun, daß du arm bist?" Dabei lachte das Weib höhnisch, daß es dem guten Briefträger durch die Seele schnitt, und er auf's Neue an den Segen einer braven Mutter für seine Kinder dachte, wobei er gegen das Stübchen der Näherin blickte.

„Ist's nicht schöner, Baptist," fuhr das Weib fort, „im Sommer auf der Wiese die Geißen zu hüten und die guten Leute um ein Almosen zu bitten? Laß sie schwätzen, deine dumme Schwester! Nein, nein, du bleibst bei mir!" Bei diesen Worten zerriß sie zornig den beigelegten Brief ihrer Tochter. —

Unser Briefträger hatte genug gehört und schritt mit einem tiefen Seufzer von dannen. In

diesem Bezirke der Stadt wohnten meist arme Leute und so führte ihn auch der nächste Brief wieder in kein Prachtgemach. Er klopfte an die Thüre eines Zimmers, aus dem ein mehrstimmiger Gesang ihm entgegenschallte, obgleich es noch früh an der Tageszeit war. Sein Pochen verklang ungehört und er öffnete. Da saß um den runden Tisch eine Gruppe fröhlicher Kameraden; aber ihre Fröhlichkeit bei dem späten Morgenimbiß hatte bereits den Damm guter Sitte überschritten; laut und unharmonisch klangen die Lieder, und schallendes Gelächter mischte sich darein. Einer davon saß halb zur Seite gekehrt, und das lustige Treiben vermochte nicht die Wolke auf seiner Stirne zu verscheuchen. Allerlei quälende Gedanken wogten durch diesen jungen Sinn, und auch eine ängstliche Spannung mischte sich unverkennbar darein. Die Freunde suchten ihn zu zerstreuen; aber immer wieder wendete er sich von ihnen ab und stützte den schweren Kopf in die Hände. Auch er hatte unter dem wirren Getöse das Pochen des Brief-

trägers nicht vernommen, und als dieser nun unter der Thüre erschien, sprang er ihm hastig entgegen, ergriff mit zitternder Hand den dargereichten Brief und stierte darauf hin mit dem Ausdrucke ängstlichen Bangens vor dessen Inhalt. Der Briefträger warf noch einen fast wehmüthigen Blick auf die jungen Leute, welche, fern von der Heimath, im ersten Jugendübermuthe sich selbst überlassen, die kostbare Zeit und die noch kostbarere Gesundheit vergeudeten. Vielleicht dachte er an seinen eigenen Sohn, der auch bald in die Fremde ziehen mußte.

Inzwischen hatte der Jüngling den Brief geöffnet, und ohne noch ein Wort gelesen zu haben, entfiel derselbe seiner Hand. „Ich bin verloren!“ rief er. „Mein Vater verstößt mich! er hat mir die so heiß erbetene Summe nicht geschickt; er überläßt mich dem Elend, der Schande und der Verzweiflung!“ Bei diesen Worten sank er auf den Stuhl und verbarg sein bleiches Gesicht in seinen Händen. Einer der Kameraden hatte den Brief

aufgehoben und las stille vor sich hin: „Ich habe dich ermahnt in väterlicher Liebe und Treue, dich zu bessern, den Weg der Tugend, Ehre und Wissenschaft zu gehen. Oftmals habe ich dir gedroht und mich von deinen Bitten und Versprechungen bethören lassen; aber dein Maß ist voll, und zu Ende ist es mit meinem Glauben an die Wahrheit deiner Worte. So verfolge denn deinen Weg mit den schlimmen Gesellen, die dich vom Vaterherzen gerissen haben, an das du mit so zärtlicher Liebe gebunden warst. Wenn du aber durch ehrlose Thaten den Namen deines Vaters beschimpfest, so vergiß nicht, daß sein Fluch auf dir lastet, und er der Welt mit dem Worte entgegentritt: „Ich kenne ihn nicht!"

„Halt ein, halt ein!" rief der unglückliche Jüngling, in dessen Herzen noch nicht jeder bessere Funke verglommen war. Gleich einem Verzweifelnden wollte er fortstürzen; aber die Arme seiner Genossen umschlangen ihn; denn tiefe Erschütterung war in Aller Herzen gekommen. Da sank er wider-

standlos in den Arm des Nächsten und brach in lautes Schluchzen aus. Jedes Trostwort verklang an seinem Ohre, und er rief immer nur: „O, ich bin verstoßen von meinem Vater! Ich habe keinen Vater mehr!"

„Aber eine Mutter, eine liebende Mutter hast du!" rief plötzlich der Leser des Briefes. „Da sieh' her; da steht auf der Rückseite des Blattes: „„Komm' Eduard, komm' zurück in die Arme deiner Mutter; sie will dich wieder an's Vaterherz führen!""

Das war ein Strahl von Oben! der glänzte in die Thränen des Jünglings hinein und drang hinab in sein Herz. Er erhob sich und stand da wie verwandelt, und alle im Kreise fühlten im eigenen Herzen den elektrischen Schlag. „O Mutter!" rief er, „Dank, du hast mich gerettet. Freunde, zu Ende ist es mit meinem bisherigen Treiben. Ich will ein anderer Mensch werden!" — „Wir Alle, wir Alle wollen es!" rief es in vollem Chore.

O, wie anders, wie harmonisch klang dieser Ton, als zuvor die Lieder geklungen hatten! „Aber ich will nicht heim eilen, wie die Mutter schreibt.

Erst will ich mich bessern und dann als verlorner Sohn zurückkehren!" rief Eduard in jugendlicher Begeisterung. „So sei es!" stimmten Alle ein. „Unser Hab und Gut nimm hin und theile mit uns; denn wir tragen Alle ein Stück der großen Schuld!" —

Hätte der gute Briefträger diese Scene auch noch gesehen, er wäre leichtern Schrittes dahin gegangen. So aber schreitet er gar traurig fürbaß, und wie er in die Nähe der Kirche kömmt, bleibt er stehen, entblößt sein Haupt und schickt einen frommen Seufzer dahinein, wo sie alle so gut bewahrt sind und oft in Freudenlächeln verwandelt werden.

Nun steht er an der Klosterpforte und läutet, indem er ein ganzes Päcklein Briefe zusammenfügt. Es hat so eben eilf Uhr geschlagen; die Schulstunden sind beendet, und die Institutszöglinge eilen so eben dem Pförtchen zu. Wie sie den Briefträger erblicken, lachen all' die rosigen Kindergesichter in froher Erwartung. Bald ist er von einer ganzen

Schaar dicht umringt, viele kleinen Hände strecken sich ihm entgegen, und wie Glöcklein durcheinander tönt es: „An mich? — an mich?“ Er macht sich sanft los, und die ernste Pförtnerin kommt ihm zu Hilfe, endlich auch die Lehrerin, welche die sämmtlichen Briefe in Empfang nimmt, um sie vorerst der Frau Oberin zur Einsicht zu geben. Nun folgt ihr der ganze Zug in einem langen, langen Schweife, und unser gutmüthiger Briefträger hat das Nachsehen, aber ein fröhliches, das rasch den frühern Eindruck verwischt. So groß ist die Macht der unschuldigen Freude: wie beim ersten linden Frühlingslüftchen der rauhe Winter vergessen ist, so auch bei dem frohen Lächeln und Hoffen der Kinder eine düstere Erfahrung.

Warum aber schlugen die jungen Herzen heute so laut dem Briefträger entgegen? Die Vakanz naht, und mit ihr winkt das Vaterhaus, und die Briefe sind der Schlüssel dazu. —

Auch unser Briefträger sehnt sich heute mehr, als sonst noch, nach seinem Hause, seiner Familie —

und durch alle seine Gedanken leuchtet ein lieb-trautes Bild: die Kinder und ihre neue Mutter.

Jetzt betritt der Briefträger das Haus des Meßners, seines alten Freundes, der ihm auch so-gleich entgegeneilt und ihn einladet, ein wenig in die Stube zu treten. Heitern Angesichts empfängt er seinen Brief und zeigt ihn schon von weitem seiner Frau mit dem Rufe: „Von unserer Bri-gitte!" Sogleich überträgt diese die angefangene Arbeit des Tischdeckens der Tochter, denn bereits harren eilf hungrige Kindermägen der Mittags-suppe. Gemeinsam wird nun der Brief erbrochen, und sieh da! zwei sorgfältig eingewickelte Gold-stücke sind hineingeklebt, lautres, echtes Gold. — Brigitte befindet sich schon seit zwei Jahren als Kammermädchen bei einer eben so biedern als wohlhabenden Familie, welche Sommer und Winter über auf einem alten einsamen Stammschlosse wohnt. Die brave Tochter bat in dem Briefe ihre El-tern in kindlich innigen Worten, sie möchten die beiden Goldstücke, von denen das eine ihr kleines

Ersparniß sei, als Liebesgabe annehmen. Freilich erscheine ihr dieselbe armselig und gering, wenn sie der vielen Sorgen und Entbehrungen gedenke, die sie ihren Eltern seit frühester Kindheit in so reichem Maße verursacht habe. Aber dieselben, — das wüßte sie ja — würden weniger auf die Gabe, als den Willen der Geberin sehen. Nun erzählte sie auch, wie sie zum zweiten Goldstücke gekommen sei, denn ihre Ersparniß erstrecke sich nur auf das eine. Diese Stelle des Briefes las die Mutter ihren um sie geschaarten Kindern laut vor. — „Als ich," so schrieb Brigitte, „meine gnädige Herrschaft bat, mir das Geld gegen ein Goldstück zu vertauschen, fragte mich die gnädige Frau um mein Vorhaben; ich entdeckte es ihr, und gerne erfüllte sie meine Bitte. Die Tagesarbeit war vollendet, und ich kniete mich eben wie gewöhnlich in meinem Kämmerlein nieder vor dem Kruzifixe, um für euch, geliebte Eltern, zu beten. Da schimmerte mir am Fuße desselben etwas Glänzendes entgegen, und mit freudigem Schrecken gewahrte ich ein Gold-

stück, genau wie das heute eingewechselte. Wohl konnte ich leicht die mildthätige Hand erkennen, welche es spendete; denn jeder Tag ist von meiner lieben gnädigen Frau mit einer Wohlthat bezeichnet. Dennoch getraute ich mich noch nicht, es als mein Eigenthum zu betrachten. Als ich es am andern Morgen schüchtern überreichte, lächelte meine Gebieterin und sprach: „„Lege es nur zu dem einen Goldstücke in den Brief und grüße mir deine Mutter schön."" Da küßte ich innig dankbar ihre Hand, Worte der Ergebenheit und Treue hinzufügend, wie sie mir mein gerührtes Herz eingab."

Freudige Rührung war nun in der ganzen Familie, und diese Freude wurde auch von dem Ueberbringer des Briefes herzlich getheilt. Bereits hat sich sein Ränzchen allmählig geleert. Endlich wiegt er nur mehr einen einzigen schweren Brief in der Hand, nimmt das Einschreibbuch hervor, denn er ist rekommandirt, und steigt einige Treppen hinauf zu einer Wohnung, wo erst vor Kurzem ein Fremder eingezogen war. Er tritt in ein seltsam ausstaf-

firtes Zimmer. Da liegen verschiedene Steine, fremde Waffen, getrocknete Pflanzen, Bücher in allen Formen und Einbänden, vom dicken schweinsledernen Deckel bis zum zierlichen rothgebundenen Almanache, und in Mitte dieser gelehrten Unordnung sitzt ein Mann mit dunkelgebräunter Wange, auf der noch vor Kurzem der südliche Sonnenstrahl geglüht hatte. Von Neapels schönem Golfe war er in das gewerbtreibende England und von da in die düstern und doch so prächtigen Urwälder der neuen Welt gezogen. Ueberall sah er das rastlose Ringen der Menschen nach Geld und Gut, sah den Schweiß des Arbeiters, und wie oftmals der Eine unterliegt im Kampfe um den lockenden Reichthum, während er dem Andern gleichsam im Schlafe zufällt. Da traf er manchen heimathlosen Gesellen, der auszog, das Glück in der Fremde zu suchen, und der nur Verlassenheit fand.

Erst vor Kurzem war er, bereichert mit Erfahrungen, zurückgekehrt und nun eben beschäftigt, seine Erlebnisse niederzuschreiben. Bereits hatte er

den ersten Artikel an die Redaktion einer Zeitschrift übersendet und wartete nun mit Sehnsucht, ob die Zusendung angenommen oder zurückgewiesen werde.

Als er den Briefträger erblickte, pochte sein Herz stärker, und begierig langte er nach dem Briefe. Rasch schrieb er seinen Namen in's Buch, und kaum hatte der Bote ihm den Rücken gewendet, als er das Couvert löste. Sieh! da fiel ihm eine gewichtige Banknote in die Augen — sein Honorar. Freudig, aber nicht mit dem Blicke des Geizigen, lächelte er darauf nieder. Das Geld hatte bereits seine Bestimmung. Als er damals in fernem Lande so manchen heimathlosen Arbeiter sah, machte er das Gelöbniß, daß die erste Frucht seiner Reise-Literatur dem Gesellenvereine seiner Vaterstadt gewidmet sein solle. Welch eine Wonne gewährte es ihm, die von Gott ihm anvertrauten Gaben, Erfahrung und Phantasie, zu einem wohlthätigen Zwecke verwenden zu können. —

Des Briefträgers Arbeit war nun vollendet, und er hatte bereits die Schwelle seines eigenen

Hauses überschritten. Da sprangen ihm die Kinder entgegen, und heute begrüßte er sie mit ganz besonderer Rührung. Dann aber schob er sie sanft zur Seite und ging in sein einsames Kämmerlein. Dort nahm er ein Blatt Papier aus der Schublade, setzte sich, und wurde nun selbst zum Briefschreiber. Er besann sich nicht lange, denn wenn das Herz diktirt, da geht es frisch von Statten. Darauf falzte er den Brief, siegelte ihn, schrieb die Adresse und steckte ihn sorgsam in die Brusttasche. Als die Kinderstimmen ihn zum Mittagmahl riefen, folgte er ihnen heitern Angesichts, aber schweigend. —

Wieder schlägt die Stunde für unsern Briefträger. Sein Ränzchen ist auf's Neue gefüllt. Wieder schreitet er die bekannten Straßen entlang und wieder tritt er in's Haus, wo die arme Näherin wohnt. Langsam und mit innerer Erregtheit steigt er die Stufen hinauf, hält inne vor der bekannten Thüre, klopft leise — und steht nun vor der erstaunten Gertrude. Stumm überreicht er den

Brief — es ist sein eigner. Aber er entfernt sich nicht. Das Mädchen öffnet den Brief; sie liest, glühende Röthe und liebliche Verwirrung zeigt sich in ihrem Antlitze. Da tritt er näher, streckt die Hand aus und sagt: „Da steht es geschrieben, Gertrude, was ich meine. Und was meint Ihr? — O, sagt „„ja!““ — Mein Weib da droben im Himmel, die fügt das „„Amen““ dazu.“

Doch wir wollen die Beiden allein lassen, wie sich's bei solcher Scene gebührt. Nach sechs Wochen führte der Briefträger Gertrude zum Altar, und als der Priester die Worte der Schrift sprach: „Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, er lebt noch einmal so lange; ein häusliches Weib ist ihrem Manne eine Freude und macht ihm ein ruhiges Leben; ein tugendsames Weib ist eine edle Gabe, und wird dem gegeben, der Gott fürchtet,“ da flüsterte er ein inniges Dankgebet und segnete die Stunde, welche ihn zu jenem Dachkämmerlein geführt hatte.

Die

Bruderschaft Misericordia

in Florenz.

Als Florenz, diese durch Natur und Kunst so ausgezeichnete Stadt, im fünfzehnten Jahrhunderte von der gräßlich wüthenden Pest heimgesucht ward, bildete sich die wohlthätige Bruderschaft „Misericordia"; denn gerade in den Zeiten des Elends zeigt sich die christliche Bruderliebe im strahlendsten Glanze. Noch bis auf unsere Tage erstreckt sich das segensvolle Wirken dieses Vereins. Derselbe umschließt alle Stände, den Fürstenstand nicht ausgenommen. Er besitzt eine eigene Kapelle, deren Glocke stets zweimal erschallt, sobald sich ein Unglücksfall ereignet, z. B. ein Maurer vom Dache stürzt, oder irgend ein Mensch auf die eine und andere Weise raschen Beistandes bedarf. Ertönt

aber diese zur Hilfe rufende Glocke dreimal, dann verkündet sie, daß ein plötzlicher Todesfall sich ereignet habe. —

Die eben Dienst thuenden Brüder müssen diesem Rufe folgen, wo immer auch sie sich befinden mögen, sei es in Gesellschaft, oder in Geschäften. In der Kapelle angelangt, hüllen sie sich in eine schwarze Kutte und bedecken ihr Antlitz mit einer Maske, in welcher nur die nöthige Oeffnung für die Augen gelassen ist. Dann eilen sie an die Stätte des Unglücks und tragen die Hilfebedürftigen in das Spital oder in ihre Wohnungen, mögen diese auch noch so weit entfernt sein.

Demjenigen der Brüder, welcher immer über zwölf gestellt ist, haben sie blinden Gehorsam zu leisten, und nur mit dessen Erlaubniß dürfen sie außerhalb der Stadt die Maske abnehmen. Die Brüder sind auch verpflichtet, die Todten selbst zu tragen, was besonders in der Zeit einer ansteckenden Krankheit viele Selbstverläugnung erfordern mag. Sie waren so allgemein bekannt als sorgfältige

Träger, daß ein hochadelicher Herr, der einen Fuß gebrochen hatte, von diesen Brüdern abgeholt sein wollte. Neugierige, welche dies hörten, versammelten sich, den Zug zu sehen, doch die demuthsvollen Brüder, welchen diese Kunde ward, machten sich früh und mit Umwegen zum Liebeswerke auf und vereitelten auf diese Weise den Plan der Schaulustigen.

Die verheerende Cholera verbreitete sich im Jahre 1855 auch bis nach Florenz, das nun ein Bild namenloser Bedrängniß darbot. Wie viele Kinder beweinten einen guten Vater oder eine sorgsame Mutter, deren Leben sie so gerne mit Beweisen dankbarer Liebe verschönert hätten. Manche Schwester betrauerte den theuren Bruder, mit dem vereint sie eine glückliche Kindheit verlebt hatte. Die Freundin sah sich aus den erkalteten Armen der Freundin losgerissen, und hatte in ihr das mitfühlende Herz verloren, welches ihr unzählige Male zum Troste geworden war. Mehr denn Eine treue Dienerin sah man aus dem Familienkreise

sterbend scheiden, wo sie durch ihre langjährigen Dienste ein kostbares Kleinod gewesen. Schluchzend stand die Braut am Sarge ihres inniggeliebten Bräutigams, mit dessen entseelter Hülle sie auch das Ideal irdischen Glückes begrub.

In dieser Zeit allgemeiner Drangsal und allgemeinen Schreckens, wo die Menschen sich flüchteten und bezahlbare Hilfe sich nicht mehr vorfand, entfaltete aber auch die christliche Nächstenliebe wieder vielfach ihre wundervollste Blume und besonders zeichnete sich die Bruderschaft der Misericordia aus, indem sie auch freiwillig die Krankenpflege übernahm. Wie rührend war es, sogar die Söhne vornehmer Familien, von Jugend auf gewöhnt, auf jeden Wink von einer Dienerschaar bedient zu werden, die oft unsäuberliche Wohnstätte der Armuth aufsuchen und daselbst die Schwererkrankten mit herzlicher Sorgfalt pflegen zu sehen, wo sie auch Worte himmlischen Trostes spendeten und die Gemüther geneigt machten, in den heiligen Sterbsakramenten dem Borne göttlicher Gnade zu nahen.

Nachdem diese schreckliche Seuche durch Gottes Erbarmen von Florenz abgewendet war, veranstaltete die genannte Bruderschaft eine feierliche Prozession, an welcher auch der jugendliche Erbprinz, in die schwarze Kutte gehüllt, Theil nahm. Der Großherzog selbst empfing sie an der bereits erwähnten Kapelle.

Man wollte diejenigen der Brüder dieses edlen Vereins, welche sich während der großen Bedrängniß besonders ausgezeichnet hatten, mit Medaillen belohnen; doch sie lehnten dieselben ab, da sie den Liebesdienst nicht irdischer Vergeltung wegen erwiesen hatten. Hingegen baten sie, das hiefür bestimmte Geld den hinterbliebenen Wittwen und Waisen der an der Cholera Verstorbenen zu geben.—

Wie sehr muß wohl solch ein hehres Beispiel ermuntern, im täglichen Leben, das ja auch niemals von Unglücksfällen verschont bleiben kann, Nächstenliebe und Beistand zu leisten, und zwar um so mehr, als hier in der Regel so große Opfer nicht erheischt werden, als es in jenen Schreckens-

tagen der Fall war! Die edlen Wesen aber, welche in der Zeit der Betrübniß ihr Licht leuchten lassen, gleichen den Johanniswürmchen, die während des heftigen Regens, während des drohenden Ungewitters die Nacht mit ihrem milden Glanze erhellen und den Wanderer auf seinem düstern Wege erfreuen.

Die
Frucht eines guten Buches.

Die dreizehnjährige Marie war das Kind wohlhabender Eltern. Die schönen Sommermonate wurden von der Familie meist auf ihrem Landgute zugebracht, wo ein Vergnügen das andere ablös'te und freilich Niemand sich eifrig der Arbeit widmete. Aber Marie wollte einen ewigen Feiertag haben und die Herbst- und Wintermonate, welche gleichsam zur Arbeit im traulichen Stübchen einladen, auch vertändeln, oder doch nur die Stunden mit Lesen sich vertreiben. Gegen jegliche Handarbeit legte sie einen großen Widerwillen an den Tag. Umsonst war man bemüht, durch gutes Beispiel, liebreiche Ermahnungen, durch Vorstellungen, daß ja diese Arbeiten einen Theil des weib-

lichen Berufs ausmachen, durch Verheißung willkommener Gaben, ihr Neigung hiezu einzuflößen; der einmal gefaßte Widerwillen blieb und oftmals kostete es ihr heiße Thränen, wenn sie ein unterhaltendes Buch oder ein Spielzeug mit der Nadel vertauschen mußte. Sogar das Herannahen des schönen Weihnachtsfestes vermochte keine Freude an der Arbeit in ihr zu erwecken, obgleich in dieser Zeit so viele Hände beschäftiget sind, kleine Freuden und Ueberraschungen damit zu bereiten, wozu manche nächtliche Stunde verwendet wird, was wohl den Glanz von mehr als einem Auge trüben mag; aber gering wiegt das gegen den Freudenstrahl, welcher dafür im Herzen aufleuchtet!

Nun ist das hochheilige Christfest, dieser an geistigen wie irdischen Freuden so reiche Tag angebrochen, die Morgensonne beleuchtet freundlich Mariens blaues Stübchen und weckt sie mit schönen Verheißungen für den Abend. Nach ungeduldigem Warten naht auch dieser und Marie schwebt, von Freude getragen, in das hell erleuchtete Zimmer.

Vor Allem bewundert sie den im Lichterglanze strahlenden Christbaum, reich geziert mit vergoldeten Nüssen, rothbackigen Aepfeln, Lebkuchen und buntem, mannigfach gestaltetem Zuckerwerke. Dann betrachtet sie neugierig die übrigen Gaben, welche auf einem Tische ausgebreitet liegen. Wie gefiel ihr das daneben stehende, aus Weiden zierlich geflochtene Tischlein, worauf eine krystallene Schale stand, in der mehrere Goldfische lustig schwammen, rings umgeben von sechs blühenden Blumenstöcken, daß man fast wähnte, der liebe Sommer sei schon wieder eingekehrt! Aber noch eine Gabe fiel ihr sogleich in die Augen: es war eine zierliche Schachtel; darin lag ein ganzer Apparat zum Blumenmachen und schönes, zartgefärbtes Papier in allen Farben der Rosen, Nelken, Veilchen und anderer Blumen. Aber auch Perlen, Seide, Goldfaden und ein elegant eingerichtetes Arbeitskästchen fehlte nicht. Bei diesem Anblicke fuhr Marie zurück; denn sie fühlte augenblicklich, warum sie dieses Geschenk erhalten habe und die nie besiegte Arbeitsscheu wachte neuer-

dings in ihr auf. Sogleich wandte sie sich zu dem schönen weißen Hute und Winterkleide, welche daneben lagen und ergriff hastig ein himmelblau eingebundenes Büchlein mit dem Titel: „Die Annalen der Kindheit Jesu." — Begierig blätterte sie darin. So hatten also die lieben Eltern auch ihre besondere Liebhaberei an Büchern nicht vergessen! wie freute sie dies! — Je weiter sie in dem Büchlein las, desto mehr wurde ihre Neugierde erregt und der Gedanke gefiel ihr so wohl, daß Tausende von Kindern aus allen Ständen, von den Fürstenhäusern bis zu den ärmsten Familien, sich vereinigen, ihre monatlichen Kreuzer zusammenlegen, manche der weniger Bemittelten sich das Vesperbrod versagen oder ihr kleines Marktgeld uneigennützig hergeben, um die armen, den Schweinen ausgesetzten Chinesen-Kinder, welche von barmherzigen Missionären aufgesucht werden, zu guten Menschen und Christen heranzubilden.

Marie, welche gar ein gutes, weiches Gemüth besaß, war von diesem Vereine so beseelt, daß sie

sogleich beschloß, demselben am Geburtstage des Jesukindes beizutreten. Nun beschäftigte sie der Gedanke gar eifrig, was sie denn thun könne, um eine recht große Gabe beizusteuern. Da fiel ihr Blick auf das Arbeitskästchen mit dem reichen Zubehör — und wie ein Sonnenstrahl kam es ihr in den Sinn, unter ihren vielen Freundinnen und Mitschülerinnen eine Lotterie von selbst gefertigten Arbeiten zum Besten des Vereines zu veranstalten.

Sogleich theilte sie diesen Plan ihren Eltern mit und diese lächelten freundlich ermunternd, während im Eifer des Gespräches sich des Mädchens Wangen rötheten und sie gar kein Ende finden konnte, sich Alles auszuschmücken. Die Mutter versprach ihre Mitwirkung, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Marie treulich mitarbeiten müsse. Auf diesen Vorschlag ging das begeisterte Mädchen mit lebhafter Freude ein und durchsuchte nun sogleich den Arbeitsvorrath, welcher zum Nähen hergerichtete Sacktücher, eine angefangene Geldbörse, vorgezeichnete Halskrägelchen und noch verschiedene

Gegenstände außer den schon früher benannten enthielt.

Schon am andern Tage war die Aufnahme in den Verein der Kindheit Jesu geschehen und Marie theilte ihren Freundinnen den Plan mit, der überall lebhaften Anklang fand. Kaum konnte sie den ersten Werktag erwarten, um mit der Arbeit zu beginnen. Da saß nun das gute Mädchen von früh Morgens bis Abends, und stickte, nähte und strickte mit einem Eifer, daß ihre Wangen oftmals glühten. Die Arbeitsstunden erschienen ihr viel zu kurz und sie hätte dieselben gerne in ihrem Fluge gehemmt. Die Mutter mußte sie nun fast zu einem Spaziergange zwingen, und die sonst so vergnügungssüchtige Marie begrüßte freudig einen Regentag, der sie am Ausgehen hinderte.

Als die Fastenzeit kam, lag eine Anzahl allerliebster kleiner Arbeiten fertig da und die Gespielinnen vermehrten mit jedem Tage die Ausstellung. Der Tag der Verloosung kam; welch ein Freudenfest war es für Marie, und wie selig schlug ihr

Herz, als nicht weniger als 150 fl. eingegangen waren! Jubelnd überbrachte sie diese Summe mit noch zweien ihrer Freundinnen ihrem Religionslehrer, der ihnen dafür den reichsten Himmelssegen verhieß.

Der Segen war auch bereits über Marie gekommen, und zwar in der nun erwachten Arbeitslust. Sie hatte einsehen gelernt, daß die Arbeit nicht allein hohen Nutzen, sondern auch ungemein viel Freude gewähre, daß sie die Langeweile verscheuche und dem Herzen ein angenehmes und lohnendes Bewußtsein verleihe. Oft segnete sie ihr himmelblaues Büchlein und hob es auf zum Andenken an jenen Christabend. —

Möge diese Erzählung die jungen Leser auffordern, gleich Marien die Arbeit lieb zu gewinnen; möge sie dieselben aber zugleich auch einladen, eben so begeisterte Mitglieder dieses Vereines zu werden und das liebe Jesukind in allen armen Kindern zu lieben.

Zwei

Weihnachts-Feste.

1.

An einem holden Sommermorgen wanderte ich fröhlichen Sinnes durch die Fluren einem benachbarten, einsamen Dörflein zu. Die Luft war mild und erfrischend; die Sonne schien so freundlich, als wollte sie der Erde mit all ihren Bewohnern vom guten Himmelvater einen Morgengruß bringen. Gleich Demanten funkelten die Millionen der bethauten Blumenkelche; gelbe, weiße und buntfarbige Schmetterlinge wiegten sich darauf und auch die Bienen sums'ten einher in holder Geschäftigkeit; das Aehrenfeld wogte golden und harrte bereits der Schnitter. Ein früher gehörtes Lied tauchte wieder aus meinem Gedächtnisse auf:

Ein Leben war es rings umher,
Als ob es eben Kirchmeß wär:
Die Gäste zogen aus und ein
Und ließen sich's gar wohl dort sein.

Die Grillen zirpten früh am Tag
Und luden ein zum Hochgelag:
„Hier ist es gut; herein, herein!
Hier schmeckt man Thau und Blüthenwein.“

Der Käfer kam mit seiner Frau,
Trank hier im Gläslein kühlen Thau;
Und wo nur winkt ein Blümelein,
Da kehrten gleich die Bienen ein.

Den Fliegen ward die Zeit nicht lang,
Sie saus'ten manchen frohen Sang;
Die Mücken tanzten ihren Reih'n
Wohl auf und ab im Sonnenschein.

Wie aber geht es in der Welt? —
Heut wird gemäht das Aehrenfeld,
Zerstöret ward das schöne Haus,
Und hin ist Kirchmeß, Tanz und Schmaus. —

Als ich so dahinwanderte, gewahrte ich zwei meiner kleinen Bekannten. Es waren die Kinder des Schuhmachers, der mit seinem braven, frommen Weibe das erste Häuschen des Dorfes bewohnte. Marie zählte bereits zwölf Jahre, und Joseph hatte eben seinen zehnten Geburtstag gefeiert. Die Kinder schienen sich auch des lieblichen Morgens zu erfreuen. Joseph jagte den Schmetterlingen nach und wollte sich den citrongelben Gesellen erhaschen; aber fort war er. Nun galt die Jagd dem düstern Trauermantel, der aber trotz seines dunklen Kleides eben so lustig wie die andern einer Heckenrose zuflog und sich daran gütlich that. Endlich kam Joseph auf seiner Schmetterlingsjagd zu einem rieselnden Bächlein, welches mit Hecken begrenzt war. Da entdeckte er einen armen kleinen, aus dem Neste gefallenen Zaunkönig, der mühevoll herumflatterte und ängstlich zwitscherte. Joseph hob ihn sogleich auf, streichelte sein weiches Gefieder, gab ihm tröstliche Worte und das Vögelein schmiegte sich in seine Hand wie in ein Nest. Nun eilte

er mit seinem Fund hochentzückt zu Marien, die neben mir stand mit einem bunten Strauße von Feldblumen, und klagte ihr, wo er das Zaunkönig-lein nun unterbringen sollte? „Ich habe ja keinen Käfig," jammerte er, „und in meinem Bette werde ich ihn gewiß zerdrücken."

„Sei ruhig," entgegnete Marie, „dafür wird der Vater sorgen; denn er sagt ja immer, daß man auch mit kleinen Thierchen Mitleid haben müsse. Ich will ihn schnell nach Hause tragen; vielleicht thut ihn Frau Barbara, die bei uns im Dachstübchen wohnt, zu ihrem Kanarienvogel, da können sie dann mit einander spielen und singen nach Herzenslust."

Joseph war damit zufrieden, gab den Vogel seiner Schwester, und Marie eilte freundlich grüßend von dannen. Der Knabe war nun sogleich besorgt, für seinen kleinen Schützling Futter zu suchen, und gelangte bei diesem Geschäfte zu einem Acker, wo bereits geschnitten wurde. Es war Mittagszeit und das Feld von Arbeitern leer.

Auf einmal sah er, etwas vom Felde entfernt, an einer Wasserpfütze seinen Kameraden Jakob sitzen, der bitterlich weinte und stöhnte.

Er eilte auf denselben zu und gewahrte mit Schrecken, daß die Lache von Blut geröthet war. Auf sein eifriges Befragen erfuhr er, Jakob habe sich beim Getreideschneiden schwer verletzt; dieser zeigte ihm auch den Finger, aus dem das Blut immer noch hervorströmte. Joseph suchte ihn zu trösten; aber der Knabe entgegnete, daß er nicht aus Schmerz weine, sondern weil er nun für seine arme, kranke Mutter, deren einziges Kind er sei, nichts verdienen könne. Da schmolz das Herz des guten Joseph von Mitgefühl und Rührung, und er sprach rasch: „Komm zu meiner Mutter, komm nur schnell; denn sie liebt nicht allein ihre eignen Kinder, sondern auch die fremden, und sie hat uns oft gesagt, daß man helfen müsse, wo man immer helfen könne. Gerne wird sie deinen Finger verbinden und deine Mutter soll heute keinen Mangel leiden; denn Marie soll ihr zu essen bringen und

ich will ihr die paar silbernen Kreuzer in meiner Sparbüchse schenken."

Joseph führte alsogleich seinen verwundeten Kameraden, nachdem er dessen Finger mit dem eignen Sacktuche umwickelt hatte, zu seinen Eltern. Sogleich ging die Mutter mit dem Knaben zum Wundarzte, welcher im Dorfe wohnte; dieser verband ihn, und nun begleitete sie ihn noch im Gefolge ihrer Kinder in's nachbarliche Dorf, wo seine kranke Mutter wohnte. Wie hatte sich die Arme inzwischen geängstigt, da Jakob heute gar so lange ausgeblieben war! Man kann sich den Schrecken derselben vorstellen, als sie erfuhr, was geschehen war; aber auch, wie viele Dankesthränen flossen.

So arm die Schuhmachersleute auch waren, reichten sie der kranken Frau doch die nöthige Unterstützung; denn der Arme weiß ja am Besten, wie weh der Hunger thut. Jakob mußte einige Tage zu Hause bleiben, der Blutverlust hatte ihn ganz krank gemacht. Dies schmerzte den guten Jun-

gen tief, da die Zeit der Ernte war und er nun für seine Mutter gar nichts erwerben konnte. „Wenn ich wenigstens nur Aehren lesen könnte!" seufzte er. Joseph traf ihn in Thränen schwimmend, und fragte ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. Als er diese erfahren hatte, war er sogleich bereit, wenn seine Eltern nichts dagegen hätten, statt seiner auf das Feld zu gehen und Aehren zu lesen. Mit Freuden erhielt er zu Hause die Erlaubniß hiezu, und schon am selben Nachmittage sah man die guten Geschwister, wie sie eifrig auf dem Felde ihr Liebeswerk im Schweiße ihres Angesichtes verrichteten. Aber der Abend belohnte sie auch dafür; denn die kranke Wittwe und ihr Sohn schauten sie mit dankbaren, freudestrahlenden Augen an und segneten sie mit einem warmen: „Vergelt es Gott."

Bereits war das Erntefest begangen; auf den fahlen Wiesen blühten Herbstzeitlosen und die Erde war mit gelben Blättern bedeckt, welche der Herbstwind von den Bäumen schüttelte. Immer noch trug

der arme Jakob seine Hand in der Schlinge und konnte daher das Flechten der Strohmatten, sein gewöhnliches Herbstgeschäft, womit er sich manchen Kreuzer verdient hatte, nicht vornehmen. Da war freilich große Noth im Hause, und als gar eines Morgens die Dächer der Hütten mit Schnee bedeckt glänzten und die kahlen Zweige im Krystallschmucke schimmerten, da seufzte nicht nur die arme Wittwe, sondern auch unsere Schuhmachersfamilie, denn der Winter ist für die Bedürftigen gar eine schwere, kummervolle Zeit. Die Kinder aber spürten all dieses nicht. Sorglos freuten sie sich auf die fröhlichen Winterspiele, wo man auf dem gefrornen Bächlein lustig dahin schleifen, im Garten den Schneemann aufbauen, im Kinderschlitten den Hügel herabgleiten und sich mit Schneeballen werfen kann; und in der nun nicht mehr so weiten Ferne winkte ja auch das Christfest, jenes himmlische Fest, das auch für die Armen seine Freuden hat. Aber als Marie und ihr Bruder Joseph täglich die lieben Eltern über die theure Zeit klagen

hörten, schwand diese letztere Hoffnung immer mehr. Doch wie erfinderisch ist Elternliebe und zu welchen Opfern ist sie nicht bereit! Die beiden Kinder hatten sich ja das ganze Jahr über so gehorsam betragen, daß ihnen eine Freude gebührte. Wenn nun die Beiden bereits in ihren Betten schlummerten, saß der Vater bei der Lampe und verfertigte ihnen warme Winterschuhe, die er mit manchem Zierath von bunten Flecken schmückte; die Mutter trug selbst gesponnenen Flachs zum Weber, der daraus dauerhaften Zeug verfertigte, und schnitt dann zu und nähte halbe Nächte hindurch in unermüdeter Mutterliebe für ihre braven Kinder; das Christkindlein aber sah vom Himmel herab und spendete seinen Segen.

Endlich war der heilige Christabend gekommen, dieser sehnlichst und lang erwartete Tag, der tausend und abermal tausend Herzen bei Arm und Reich fröhlich schlagen macht. Als es zu dunkeln begann, wurden die beiden Kinder unter einem Vorwand zur armen Frau in's Dachstüblein hinauf

geschickt. Diese wußte den Kindern so schöne Geschichten zu erzählen, und von den eignen, längst entflohenen Jugendjahren so viel zu plaudern, daß die Zeit rasch dahin schwand, bis plötzlich die Thüre sich öffnete und die Eltern mit glückseligen Gesichtern, — denn Freude bereiten macht das eigne Herz am frohesten — hereinsahen. Nun wurden die Kinder und das alte Mütterchen in die Stube hinabgeführt, welche heute nicht von dem matten Schein des Oellämpchens, sondern von vielen Lichtlein erhellt war. Da strahlte das Christbäumchen, auf dessen Gipfel ein Engel seine goldenen Flügel ausbreitete, und an seinen Zweigen hingen rothbackige Aepfelein und goldene Nüsse. Daneben aber lagen die einfachen Geschenke, und — o Jubel — ein aus Weidenzweigen geflochtener Käfig, in dem das Zaunkönigle in vergnüglich von Stängelchen zu Stängelchen sprang, stand auch dabei; aus der Ecke hervor aber kam Jakob schüchtern und bescheiden. — Dies Vögelein und der liebe Kamerad waren wohl die sinnigsten Gaben; denn sie deuteten auf

eine gute, barmherzige That, verübt am armen Thierlein wie am leidenden Mitbruder.

Vor freudigem Erstaunen blieben Marie und Joseph auf der Thürschwelle regungslos stehen. Bald jedoch lös'te sich ihre Zunge und der laute Jubel schallte durch die arme Stube. Auch Jakob und das alte Mütterlein hatten kleine Geschenke empfangen, und die Freude darüber war groß; denn das hat die Armuth vor dem Reichthume voraus, daß auch das Kleinste die Herzen gar wonnevoll schlagen macht. Jetzt dankten sie Alle den guten Eltern und die Kinder versprachen, gewiß recht fromm, recht brav und gut zu sein. Der Vater aber sagte:

„Kinder, alle Freude kommt vom lieben Gott, und die höchste Freude ist doch, daß Er uns Seinen lieben Sohn geschenkt hat. Laßt uns also Ihm danken und miteinander ein Weihnachtslied anstimmen."

Und nun widerhallte das Stüblein von dem frommen Gesang der Kinder, in welchen die tieferen

Stimmen der Eltern gar feierlich einfielen, indem sie stets die Endverse wiederholten:

Es kam die gnadenvolle Nacht,
Die uns den hellsten Tag gebracht.
Wie freute sich die Engelschaar,
Da Gottes Sohn geboren war!

Wie freute sich der Engel Heer!
„Gott in der Höhe, Gott sei Ehr',
Und Fried' und Freud' und Seligkeit
Herrsch' auf der Erde weit und breit!"

Aus lichten Wolken sangen so
Die Engel Gottes, himmlisch froh;
Und himmlisch froh und hochentzückt
Hat sie die Hirtenschaar erblickt.

Die hocherfreuten Hirten geh'n,
In Windeln Gottes Sohn zu seh'n;
Erblicken in der Krippe Ihn
Und sinken auf die Knie hin.

Und Jeder, der das Kindlein sah,
War froh und sprach: „Der Herr ist da,
Es kommt sein gnadenvolles Reich;
Welch Kind ist diesem Kinde gleich!

Und wie viel Trost und wie viel Gnad'
Schickt Gott mit Ihm zur Welt herab!
Wie hat der Vater uns geliebt,
Daß Er den einz'gen Sohn uns gibt!

O Jesukindlein! Dir bereit
Sei unser Herz zu jeder Zeit;
Und führe nach vollbrachtem Lauf
Uns Alle einst zu Dir hinauf!" —

So endete dieser heilige Festabend in der kleinen Familie. Jakob eilte nun zu seiner Mutter; denn er konnte den Augenblick kaum erwarten, seine Freude mit ihr zu theilen. Mariechen und Joseph aber knieten nieder und verrichteten ihr Nachtgebet, um dann von dem schönen Christbaume, von dem Jesuskindlein und den lieben Engeln zu träumen.

Die Eltern aber fühlten sich glücklich trotz ihrer Mühen und Sorgen; denn ihre Kinder waren ja auch glücklich, und was noch mehr ist — sie waren fromm und gut.

2.

Der Tag des Weihnachtsfestes erwachte mit hellem Sonnenschimmer, der mit tausend Sternlein im Schnee glitzerte. Marie und ihr Bruder gingen mit den neuen Kleidern angethan zur Kirche und beteten dort das Jesuskindlein an. Als sie von dort zurückkehrten, zog Marie den Bruder auf die Seite und sagte: „Hör' einmal, Joseph, — thut es dir nicht auch leid, daß wir unsern Eltern gar keine Freude zum Christabend machen konnten, während sie uns so viel Freude bereitet haben?" Joseph nickte beistimmend, — und Marie fuhr fort: „Aber das nächste Jahr, nicht wahr, Joseph, da wollen wir ihnen auch eine kleine Ueberraschung veranstalten."

„Aber wie fangen wir das an?" erwiederte

der Bruder. „Wir haben ja kein Geld, und du weißt, der Vater hat uns strenge verboten, zu betteln.“ „Nein, betteln dürfen wir nicht“ — fiel ihm Marie ins Wort; „aber ich will mich schon besinnen, wie wir's anfangen, daß es uns doch gelingt.“

Beide Kinder schritten nun nachdenklich weiter. Plötzlich strahlte Mariens Auge voll Vergnügen und sie rief: „Ich hab's! ich weiß, wie wir's machen!“ Dabei klatschte sie fröhlich in die Hände, während Joseph mit gespannter Erwartung sie ansah.

„Weißt du was, Joseph? wir wollen die Mutter bitten, vom nächsten Freitag an, wo man ohnedem fasten soll, für jedes von uns Beiden eine Kartoffel weniger zum Abendessen zu sieden, und hiefür uns die ungekochte zu geben.“

„Aber was nützen uns die Kartoffeln, Marie?“ fiel ihr Joseph in die Rede.

„Sollst es gleich hören“ — fuhr Marie fort. „Von Weihnachten bis Ostern bringen wir eine

schöne Zahl zusammen. Wir erzählen der reichen Bäuerin, meiner Taufpathe, unsern Plan, und geben ihr jedes Mal die ersparten Kartoffeln zum Aufbewahren. Dann aber müssen wir sie auch bitten, und du wirst sehen, sie thut es, statt des Pathengeschenkes, welches sie mir jährlich gibt, diese Kartoffeln in einen kleinen Raum ihres Ackers legen zu dürfen Nun wirst du mein Vorhaben errathen, nicht wahr, Joseph?" —

„O ja," fiel ihr der Knabe in's Wort, „wir können dann die Kartoffelernte unsern lieben Eltern zu Weihnachten bescheeren. Das ist herrlich! das ist prächtig! — Aber" — setzte er traurig bei — „wenn nun die Kartoffelernte nicht geräth?"

„Sei außer Sorge, Joseph!" sagte Marie mit frommer Zuversicht; „der liebe Gott segnet gewiß unser Vorhaben, denn er befiehlt ja den Kindern, die Eltern zu lieben und zu ehren." „Da hast du wieder Recht," erwiederte der Knabe. „Aber, was sagen wir der Mutter, wenn sie uns über den Grund unsers Verlangens befrägt?"

„O, darüber sorge dich nicht, Joseph!" — tröstete Marie. „Die Mutter wird in unsern Augen lesen, daß unser Zweck ein guter ist. Wir können sie ja mit redlichem Gewissen versichern, daß das Jesuskind und unser Schutzengel dies Vorhaben billige."

Dieser Entschluß beglückte die beiden guten Kinder unbeschreiblich. Sie dachten jetzt schon immer an das künftige Weihnachtsfest und noch nie verflossen ihnen die Feiertage so glückselig, wie diesmal. Als nach dem Christfeste nun der erste Freitag kam, gingen die Kinder zur Mutter in die Küche, und trugen ihr mit hochgerötheten Wangen ihre Bitte vor. Erstaunt sah sie dieselben an und befragte sie um das Warum? Als sie aber in die treuherzigen Augen ihrer Kinder blickte und von ihnen erfuhr, daß das liebe Jesuskind und ihr heiliger Schutzengel gewiß Wohlgefallen an ihrem Plane hätten, war sie damit zufrieden und gab ihnen die gewünschten Kartoffeln ungekocht, und fügte noch einen mütterlichen Kuß bei.

Sofort eilten sie damit zu Mariens Pathin und erzählten ihr den Plan. Diese hörte lächelnd zu und versprach, ihnen bei der Ausführung treulich helfen zu wollen.

Unter Arbeit und Zufriedenheit schwand der Winter und die Lerchlein, diese lieben Frühlingsboten, kehrten aus fernem Land wieder in die Heimath zurück und jubelirten hoch in den milden Lüften. Da kam eines Tages Mariens Pathin zu der Schuhmachersfrau und ersuchte sie, die beiden Kinder heute doch ihr zu überlassen; sie wäre ihrer bei einer Arbeit benöthigt. Die Erlaubniß wurde gerne zugesagt und in freudiger Ahnung folgten die Kinder nun der Nachbarin. Mit einem Sacke beladen wurde dann der Weg zum Kartoffelfelde eingeschlagen. Sie erhielten dort Hacke und Schaufel, und nachdem sie das Jesuskind angefleht hatten, ihr Vorhaben zu segnen und das Kartoffelfeld vor Krankheit zu schützen, begannen sie mit emsigem Fleiße ihre Arbeit, und ob auch große Schweißtropfen von ihrer Stirne rannen, klopfte ihnen in-

nerlich doch das Herz fröhlich; denn der Liebe wird jede Arbeit leicht.

Mit Ungeduld warteten nun die Kinder, bis das Kartoffelkraut emporsprossen würde, und als es grünte und blühte, empfanden sie schon die Vorfreude des kommenden Weihnachtsfestes. Mit gesteigerter Aufmerksamkeit beobachteten sie das Gedeihen ihres Kartoffelfeldes.

Eines Tages fiel es Marien plötzlich ein, daß sie ja keine Körbe für die erwarteten Kartoffeln besäßen, und die müßten sie doch haben, um sie am Weihnachtsfeste feierlich überreichen zu können. Da kam sie auf den Gedanken, mit Joseph, wenn sie jeden Morgen zur Schule gingen, Erdbeeren zu sammeln, diese dem Herrn Pfarrer und der Frau Schullehrerin zum Kaufe anzubieten und dann von dem Erlöse die nöthige Zahl von Körben anzuschaffen. Auch dieser Plan gelang und wurde glücklich ausgeführt.

Der lang ersehnte Erntetag erschien, und freudestrahlend eilten die Kinder mit der Pathin

und Jakob, der in's Vertrauen gezogen wurde, zum Felde. Wie reichlich hatte der Himmelvater ihre Kindesliebe gesegnet! Sie füllten alle ihre Körbe, und schleppten sie in den Keller der Pathin, die ihre herzinnige Freude daran hatte. Von diesem Tage an besuchten sie fast täglich ihre Kartoffeln und konnten kaum das Christfest erwarten.

Endlich, endlich kam dieser festliche Abend. Ganz heimlich wurden die aufgehäuften Körbe in die Küche geschafft; die Pathe hatte ihnen viele Lichtlein dazu geschenkt, welche sie nun auf den Rand der Körbe klebten und anzündeten. Dann wurden die erstaunten Eltern herbeigerufen.

Als diese beim Eintritt in die erhellte Küche die einfaltsvolle Ueberraschung sahen, und den ganzen Verlauf und Zusammenhang der Sache erfuhren, da waren sie tief ergriffen und weinten Freudenthränen, — Thränen, die Gott in dem Buche des Lebens sicher den guten Kindern verzeichnet hat.

Nun erhielten aber auch die braven Kinder

ihre Bescherung und zwar nicht allein von den Eltern, sondern auch von der reichen Pathin, welche die Beiden recht herzlich lieb gewonnen hatte; denn die Tugend erwirbt nicht nur das Wohlgefallen Gottes, sondern auch die Liebe der guten Menschen. —

Das aber habe ich niedergeschrieben für euch, ihr Kinder, sei es, daß ihr in Reichthum oder Armuth aufgewachsen seid, zur Belehrung, wie man mit geringen Mitteln Freude bereiten kann, wenn nur das Herz gut, liebend und opferfähig ist. Und nun gebe der liebe Gott euch Allen ein fröhliches Weihnachtsfest!

Eine
seltsame Erbschaft.

Auf einem großen Platze in Paris, von mehreren belebten Straßen durchkreuzt, kehrte eine alte, sehr ärmlich gekleidete Frau seit einer langen Reihe von Jahren den Boden. Sie verrichtete sorgfältig dieses mühsame Geschäft, bei eisiger Kälte, sengenden Sonnenstrahlen, heftigem Wind und Staubwirbel, wie dichtem, für die Gesundheit so nachtheiligem Nebel.

Eine Offiziersfrau traf oft bei ihren Kirchengängen, und wann sie ihr einziges Töchterlein in und aus der Schule begleitete, die so bejahrt und dürftig aussehende Straßenkehrerin bei der Verrichtung ihres beschwerlichen Dienstes. Von Mitleid ergriffen, gab sie derselben täglich ein kleines

Geldstück, mit einem freundlichen Gruß begleitet. Wenn man der gutherzigen Offiziersfrau vorwarf, daß sie nicht alles zu erübrigende Geld für ihr Kind spare, sondern mannigfache Unterstützungen austheile, pflegte sie zu erwiedern, sie würde nicht ärmer durch das kleine Almosen, welches sie gebe, und habe das feste Vertrauen, daß dessentwegen ihre Tochter nicht darben müßte. —

Da es in Gottes heiligem Willen liegt, daß auch die Guten von schweren Prüfungen heimgesucht werden, so ging auch die mildthätige Dame einer bangen Schmerzenszeit entgegen, von der sie noch keine Ahnung hatte.

Ihrem Gemahle ward die Oberaufsicht über ein Lazareth der Stadt anvertraut. — Da ihm einst gemeldet ward, daß dort nicht die gehörige Ordnung herrsche, so entschloß er sich, obwohl es eine kalte Winternacht war, in Begleitung eines andern Offiziers und des Arztes sich in die Säle zu begeben, wo schwere Typhuskranke darniederlagen.

Bald nachher erkrankten am Typhus seine beiden Begleiter. Nachdem der Hauptmann D. dieselben nochmals besucht hatte, ward auch er von dem bösartigen Fieber ergriffen, welches rasche, entsetzliche Fortschritte machte. Man kann sich den Schrecken der armen Gattin denken! Sie wich Tag und Nacht nicht von seinem Bette und widmete ihm die herzlichste Sorgfalt und Pflege.

Als eine augenblickliche Besserung eintrat, begrüßte die vom Wachen beinahe gänzlich erschöpfte Frau diesen Funken von Hoffnung mit inniger Freude, und schon sah sie im Geiste eine nahe Genesung voraus — denn wie leicht glaubt man die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches, sei er auch noch so unwahrscheinlich! Doch bald verschlimmerte sich zusehends der Zustand des theuren Kranken, der sich selbst nach den heiligen Sterbsakramenten sehnte. Nach Empfang derselben dankte er noch in herzlichen Worten seiner treuen Gattin dafür, daß sie ihn so glücklich gemacht habe, und entschlief dann sanft in ihren Armen. Welch ein tiefer

Schmerz durchdrang ihre Seele, und wer vermöchte die Thränen zu zählen, die sie ihrem geliebten Gatten nachweinte!

Zu diesem Seelenschmerze gesellte sich noch bald eine andere Sorge, auf welche sie in den ersten Tagen nach dem großen Verluste gänzlich vergessen hatte. Nämlich ihr seliger Gemahl war vor Kurzem für seinen Freund, den gleich ihm jüngst am Typhus verstorbenen Offizier, für die Bezahlung einer Schuld im Betrage von mehreren tausend Gulden gut gestanden. Da der Letztere sich noch in den besten Jahren befand und ein wahrer Biedermann war, so hatte man damals wohl annehmen können, daß derselbe diese Summe ohne Anstand nach und nach zurückerstatten würde; aber, wie oft im Walde eine kräftige Eiche vom Blitzstrahle darniedergeschmettert wird, während der zart aussehende Schlehdorn unversehrt an seinem Fuße fortgrünt, so ereignet es sich auch oft im Leben, daß ein kräftig aussehender Mann von einer herrschenden Krankheit hinweggerafft wird, während ein schwaches,

elend aussehendes Kind von derselben verschont bleibt, und sogar ein hohes Alter erreicht. —

Schwer lastete die oben bezeichnete Verpflichtung auf der bedrängten Wittwe; ihr sämmtliches Vermögen ward durch dieselbe in Anspruch genommen und ihre Tochter ging nun der bittersten Armuth entgegen. Einen Augenblick bereute sie, manche Unterstützungen gespendet, und nicht mehr Ersparnisse gemacht zu haben; doch bald verabscheute sie diesen Gedanken, denn nicht wollte sie das wenige Gute bereuen, welches sie Jesum in den Armen erwiesen hatte. Und wie reichlich wurde ihr diese schöne Gesinnung belohnt! Eines Tages, als sie eben ihr bekümmertes Herz vor Gott ausgeschüttet hatte, und sich wunderbar erleichtert fühlte, erhielt sie die ganz unerwartete Anzeige, daß sie ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt habe.

Der Name der Verstorbenen war ihr ganz unbekannt, so daß sie wähnte, das Ganze beruhe auf einem Irrthum; doch bei'm Weiterlesen des an sie gerichteten Schreibens ersah sie, daß die

alte, ihr so ärmlich erschienene Straßenkehrerin sie zur Erbin ihrer ganzen, nicht unbedeutenden Verlassenschaft eingesetzt habe.

Die alte Frau schrieb in ihrem Testamente, daß es ihr ein besonderes Vergnügen bereitet habe, die Straßen von Paris zu reinigen, was freilich Vielen unerklärlich scheinen mag, und daß sie ohne Verwandte, allein in der Welt stehend, beim Herannahen ihres Todes der Offiziersfrau D. ihr ganzes Vermögen hinterlasse, da diese gutmüthige Frau durch die Beweise des regen Mitgefühls ihrem Herzen so oft wohlgethan habe. —

Diese kleine Erzählung möge als Beweis dienen, wie wohlgefällig und segnend Gott auf Werke der Barmherzigkeit herab sieht.

Ein Sonnenstrahl.

Englische Novelle.

Ein eisiger Wind blies in das ärmliche Zimmer, welches der alte Schuhflicker David Coombe bewohnte. Dieser war beinahe vor Frost erstarrt, und man sah, wie er oftmals seine Arbeit beiseite legte, um die Hände zu reiben und sie in der fast erloschenen Asche des kleinen Kamins zu erwärmen.

Es war so kalt und so dunkel in den Straßen, wie unter den Dächern; die Vorübergehenden beschleunigten ihre Schritte, den Kopf vorwärts beugend, um den eisigen Hauch des Windes weniger zu fühlen. Die Männer verbargen ihre Hände in den Rocktaschen, aus denen sie dieselben nur hervorzogen, wenn der Wind an den Straßenecken ihre Hüte zu entführen drohte; da bemühten sie

sich, ihre Kopfbedeckung zu retten, indem sie ärgerliche Worte über die unangenehme Jahreszeit ausstießen. Die armen Frauen, von Kälte durchschauert, wünschten mehr Hände zu besitzen, um ihren Mantel, Boa und Muff fest zu halten, wie ihre Röcke, welche vom Winde aufgeblasen, das Vorwärtsschreiten hemmten.

Von allen Seiten der Straßen sah man Bettler, die mit entblößten Füßen den Vorübergehenden bald langsamen, bald eiligern Schrittes folgten und kläglich riefen: „Ich leide an Frost und Hunger!“

Der peinliche Eindruck dieser schmerzlich bewegten Stimmen wurde noch verstärkt durch das unheimliche und heftige Tosen des Windes, das sich in die Klagelaute mischte. Aber all dieß, selbst nicht der Anblick einer schaudererregenden, auf dem Pflaster sitzenden Gestalt, welche auf ihrer Brust ein Brett trug, worauf geschrieben stand: „Ich sterbe vor Hunger“, vermochte heute ein wirksames Mitleid in den Herzen der Vorübergehenden hervor

zu bringen. Sie fanden es zu kalt, um stehen zu bleiben, zu kalt, um den Geldbeutel aus dem Muffe oder aus der Tasche zu ziehen. —

Den armen David erwartete zwar in seiner finstern Arbeitsstube öfters auch kein Mittagsmahl; aber dennoch verlor er den Muth nie in dem Maße, daß er befürchten zu müssen glaubte, aus Hunger zu sterben.

Dabei kann man jedoch nicht sagen, daß er nicht manchmal sein Schicksal schmerzlich fühlte. Besonders fiel ihm die Dunkelheit des Gemaches, in dem er arbeitete, schwer auf's Herz, und oft hörte man ihn ausrufen: „Das ist in der That ein trauriges, sehr trauriges Leben, sich seinen kümmerlichen Unterhalt in dieser nächtlichen Kammer verdienen zu müssen. Oh! Oh!"

Es hatte der arme David die unwandelbare Gewohnheit, die meisten Sätze mit „oh! oh!" zu enden. Dies war gleichsam ein Ausruf der Verzweiflung, der aus seinem Innern kam, begleitet von einem tiefen Seufzer. David war stets arm

gewesen, und es schien seine Bestimmung zu sein, dieses auf Erden immer zu bleiben. Er hatte nie daran gedacht, daß es in seiner Macht stünde, etwas zur Verbesserung seiner Lage beizutragen; nie überlegt, daß er durch vermehrte Anstrengung sich's behaglicher einrichten könnte. Stets hoffte er auf die Ankunft eines reichen Mannes, der ihn aus seiner bedrängten Lage ziehen, und ihm eine gewisse Unabhängigkeit verschaffen würde. Einstweilen besserte er die Schuhe seiner Nachbarn aus, und gewann einige Groschen, womit er sein Leben von Tag zu Tag fristete, aber nicht den ersehnten Wohlstand erreichte. David war ein ehrlicher Mann; er sagte nie eine Unwahrheit, nur klagte er allen denjenigen, die ihm nahten, sein trauriges Schicksal. Ermüdet von seinen Klagen, hörten seine Nachbarn auf, ihn zu trösten und ließen ihn allein. —

Gegen das Ende des oben erwähnten traurigen Tages, der immer gleich stürmisch geblieben, war David's Arbeit fertig geworden. Seiner Gewohnheit gemäß zündete er nun eine lange Pfeife an,

setzte sich in einen alten, gebrechlichen Lehnstuhl, und schickte, den Kopf bequem an die Rückwand desselben gelehnt, seine Gedanken über alles Unangenehme, was ihn betraf, dem Rauche nach, den er aus der Pfeife blies. Von Zeit zu Zeit nahm er die Pfeife aus dem Munde, um folgenden Ausruf hervorzustoßen „Oh! oh!" — gleichsam auf seine eignen, muthlosen Gedanken antwortend. „Oh!" rief er abermals aus, — „hat man jemals einen so finstern Winkel, wie den meinigen, gesehen? Welch eine traurige Gefährtin ist die Dunkelheit! Nie bringt ein Sonnenstrahl bis hieher, weder im Winter, noch im Sommer!"

Schwer wäre es zu sagen, ob er in diesem Augenblicke mit Recht über den Mangel eines Plätzchens klagte, durch welches die Sonne ihren Einzug halten konnte; denn das Fenster, auf das sich sein tadelndes Auge richtete, war dicht mit Staub und Unreinigkeiten überdeckt.

„Mir," fuhr er klagend fort, „ist durch die finstre Straße alles Licht verbaut. Wenn ich hin-

gegen meine Arbeit in die Häuser Anderer trage, finde ich daselbst die Sonne. Diese Häuser sind freundlich und hell; — aber meine Kammer dagegen — oh! oh!"

Während er so redete, vermehrte sich die Dunkelheit.

„Gut, meine Pfeife ist fertig geraucht und es ist nun Zeit, daß ich einen Tropfen Thee genieße. — Ja, ich liebe den Thee."

David zündete ein Licht an, nahm ein wenig Thee aus einem braunen Papier, füllte den blechernen Theekessel mit Wasser, bereitete seinen Thee und trank ihn ohne Milch und ohne Zucker. All dieses war in wenig Minuten geschehen. Er zündete wieder seine Pfeife an und setzte sich nochmals hin. Die Nacht rückte immer mehr heran und David rief seufzend aus: „Oh! oh!"

Endlich schlief er durch seine eignen Gedanken ermüdet ein. Während seines Schlummers erblickte er im Traume ein herrlich leuchtendes Licht, welches sein Gemach mit Klarheit erfüllte. Dieses verschwand

und statt seiner sah er eine weibliche Gestalt von wunderbarer Schönheit. Ihr strohgelbes Florkleid war mit glänzenden Insekten übersät; die mit einem Goldmantel vergleichbaren, mit Blumen, darin der klarste, lieblichste Thau funkelte, gezierten Haare hingen auf die Schultern hinab. Die Erscheinung sprach ihn an und ihre Stimme klang wie sanfte, melodische Musik.

„Sterblicher" — sprach sie — „meine Gegenwart möge dich nicht erschrecken! Vor Kurzem hast du mich gewünscht, um deine düstre Wohnung zu erhellen. Deiner guten Eigenschaften wegen will ich dir zeigen, wie du mich für immer, wenn du willst, festhalten kannst.

Sowohl ich, als meine lieblichen Kinder, die von mir ausgehenden zahllosen Strahlen, genießen einer ewigen Heiterkeit und des Glückes, Allem, was wir berühren, Leben und Freude mitzutheilen. Unsere Nähe bringt jegliches Geschöpf der Erde in freudige Bewegung. Die kleinen Insekten umschwirren uns lustig, unser warmer Hauch erschließt

die Blumen, unser Liebkosen ziert die Wasser mit blitzenden Demanten, unser Anblick belebt Menschen und Thiere. Alles streckt nach uns mit Liebe und sehnsüchtigem Verlangen die Arme aus, und Alles, was uns mit offenem Herzen entgegenkommt, Menschen und Thiere, Felder und Wiesen, Bäume und Gewässer, beschenken wir mit unsern belebenden Gaben. Aber wir bahnen uns auch den Weg durch die Schatten der dunkeln Haine, um das Veilchen zärtlich zu grüßen, das dortselbst in schüchterner Verborgenheit sein Leben zubringt. Wir verschmähen es nicht, in die finstern Gefängnisse einzudringen, um den reuigen Verbrecher aus der Nacht der Verzweiflung zu retten und ihm das Licht des Trostes zu bringen. Wir führen dem Verbannten süße Grüße aus der Heimath zu, und besuchen, gleich Boten einer höhern Welt, die Kammer des Kranken, um den Balsam der Erquickung in sein Herz zu träufeln. Wir verbinden uns mit allen denjenigen, die uns zu suchen den ernsten Willen haben, mit denjenigen, welche ihre Augen von

der schmutzigen Scholle der Erde empor zum Himmel heben, von der Welt, deren niedrige Wünsche den Flug der Seele hemmen, sich losreißen, und Freude empfinden, uns zu folgen in jene höhern Räume, in denen wir am liebsten weilen. Hie und da verhüllen uns freilich die Wolken für Augenblicke; aber sie vermögen unser Dasein nicht zu verlöschen und die vorübergehende Finsterniß erhöht unsern Glanz, wenn wir wieder erscheinen, um unserer Bestimmung, uns mitzutheilen und wohlzuthun, auf's Neue nachzukommen.

Obwohl wir nun aber allenthalben herumgehen, unsere Gaben anzubieten, so gibt es, wer sollte es meinen, dennoch Menschen, die es mühsam finden, die Hände zu öffnen, um diese unsere Gaben in Empfang zu nehmen. Du David Coombe, gehörst unter die Zahl solcher Menschen.

Du beklagst dich, daß unser Licht weder im Sommer noch im Winter deine Wohnung erheitere. So wisse denn, David, da du uns einladest, bei dir einzuziehen, daß uns willkommen sind reinliche

und gut erhaltene Wohnorte; daß uns willkommen sind die muthigen Herzen, welche gleich uns den Herrn lieben und anbeten, Ihn, dem wir unser Dasein verdanken. In diesen Herzen, David, findet sich stets ein Sonnenstrahl; für diese Herzen ist der düsterste und traurigste Aufenthalt weder finster noch trübe.

Wenn du uns zu besitzen wünschest, um deinen Aufenthalt zu erheitern, so werde ich dir die Mittel angeben, wie du es anfangen mußt, uns eine Falle zu legen. Du mußt uns anziehen durch die Sorgfalt und Reinlichkeit, die du deiner Wohnung und deiner äußerlichen Person schenkest. Du mußt uns anziehen durch Seelengröße, Ausdauer, Arbeit, Wohlthätigkeit, Glaube, Hoffnung und Genügsamkeit. — Wenn du uns durch solche Eigenschaften anziehst, so wirst du nicht mehr sagen, daß kein Sonnenstrahl deine Wohnstube vergolde, und den Abend deiner Tage erheitere. Bis dahin lebe wohl!"

Die Stimme schwieg.

Als David erwachte, wähnte er noch einen leisen Sonnenstrahl zu erblicken, welcher sich langsam zurückzog und nach und nach erlosch. In der Dunkelheit vor sich hin schauend, sprach er zu sich selbst: „Was ich zu sehen glaubte, kann wohl nur ein Traum gewesen sein. Die Stimme, welche ich zu hören wähnte, war ohne Zweifel die Orgel, welche da unten spielt. Aber mein Traum war doch ganz eigner, ganz sonderbarer Art! — Eine Falle, um den Sonnenstrahl zu erhaschen! — Oh! — und mit was? — Mit Seelengröße, ei! — mit Seelengröße! — Man kann keine mehr in dieser Welt haben, wo Alles mit Dampf betrieben wird! — Nein, es gibt keine Seelengröße mehr! — Mit Beharrlichkeit! — Besitze ich keine Beharrlichkeit? — Es ist wohl Beharrlichkeit, und keine geringe wahrlich! — während zwanzig Jahren Schuhe und Stiefel zu flicken! — Mit Wohlthätigkeit? — Ehrlich gesagt, ich verstehe dieses Wort nicht recht. — Das will heißen, wenn ich nicht irre — Geld als Almosen zu geben. Geld!

— in der That, ich vermag keines zu geben! — Mit Glauben? — Ach! ich wußte einstmals, was dieses Wort bedeute; meine Mutter sprach mir oft davon; sie erklärte es mir im Evangelienbuche, geziert mit schönen Bildern. — Aber das ist lange her! — ja, sehr lange. — Meine Mutter! — meine arme Mutter! — Dein Sohn hat bereits Alles vergessen, was du ihn gelehrt hast. — Wohl werde ich noch dieses fromme Buch besitzen, das einst meiner Mutter gehörte; — Gott weiß, wo es liegt. Wenn ich es fände, würde es mir sagen können, was der Glaube ist; — morgen werde ich es suchen. —

Mit Hoffnung! — Ich habe immer gehofft! aber das blieb ohne Nutzen; — das sehe ich jetzt wohl ein. — Und mit Genügsamkeit! — Genügsam, zufrieden, mit was? — Mit diesem dunklen Winkel, den ich bewohne? Dies wäre schwer, sehr schwer. „Oh! oh!“ —

David, dem es in seinem Kopfe nur um so wirrer wurde, je mehr er nachdachte, warf sich

auf seine harte Strohmatratze, um auf derselben die Nacht zuzubringen. Aber er vermochte nicht einzuschlafen; seine Gedanken waren durch die Vorstellung jenes sonderbaren Gesichtes zu sehr aufgeregt. In seinem Ohre tönte immer noch der Nachklang jener melodischen Stimme, und noch immer schwebte vor seinem Geiste jene blendend schöne Gestalt aus lauter Sonnenstrahlen.

Hiebei kam ihm doch allmählig der Gedanke, daß er wenigstens den ersten Theil der empfangenen Rathschläge, betreffend die Reinigung der Wohnung, befolgen könnte.

Schon bei Tagesanbruch faßte David Muth und entschloß sich, die Stiege hinauf zu gehen und die Frau, welche ihm sein Zimmer vermiethete, zu bitten, ob ihre älteste Tochter ihm beistehen dürfe, seine Wohnung zu ordnen. Obgleich er schon seit einer Reihe von Jahren bei Frau Dennis in der Miethe war, hatte er sie doch nie besucht, sich derselben nie genähert, außer zur Zinszeit, und Frau Dennis, welche David's Neigung zum Klagen kannte und

sich unvermögend wähnte, ihn zu trösten, hatte ebenfalls keine Annäherung gesucht oder gewünscht.

Ungeachtet seines festen Entschlusses zögerte daher der arme David doch, die Stufen hinan zu schreiten, welche von seiner schmutzigen, dunklen Kammer zu der Wohnung der Frau Dennis führten. Er begann seine Thüre zu öffnen, sah hinaus und kehrte dann wieder zurück. Plötzlich aber ermannte er sich, trat entschlossen hinaus, stieg eilig vier Stufen hinan, hielt aber dann nochmals inne, um nachzudenken. Diese Ueberlegung schien seinen Entschluß völlig zu befestigen; denn nun schritt er vorwärts und blieb erst vor der Thüre der Frau Dennis stehen. Dann klopfte er sanft an. Eine starke, reinlich gekleidete Frau mit heiterm Gesichte trat voll Verwunderung zurück, als sie David erblickte. „Gott segne Euch, Herr David!“ rief sie aus; „wer hätte je geglaubt, Euch hier zu sehen! Ist Euch ein Unglück widerfahren? Kommt herein, David, und nehmt Platz.“

Während sie also sprach, rückte sie einen Stuhl nahe an's Feuer, vor welchem ein glänzender Kessel voll siedenden Wassers stand. Der Tisch war zum Frühstücke hergerichtet. Auf dem Fenstersimse befanden sich verschiedene Pflanzen in rothen, irdenen Blumentöpfen; überall in der kleinen Stube herrschte Reinlichkeit, und ein dickes, wohl aussehendes Kind, welches auf dem Boden saß, sprach auf seine Weise die Freude aus, die es über ein einfaches Spielzeug empfand, mit dem es sich eben unterhielt, und in diesem Augenblicke fiel auf des Kindes Haupt ein klarer Sonnenstrahl.

„Gut!" dachte David. „Ich hätte nicht geglaubt, daß dieses kleine Wesen im Stande wäre, der Sonne eine Falle zu legen. Und dennoch hat es einen jener Sonnenstrahlen erhascht, nach welchen ich mich so sehr sehne. Welch' einen sonderbaren Traum hatte ich doch! — Ich darf nicht davon sprechen, man könnte vermuthen, ich hätte den Verstand verloren."

„Was verschafft uns das Vergnügen, Euch

zu sehen, Herr Coombe?" fragte Frau Dennis. — „Ehrlich gesagt, Frau Dennis, meine Absicht ist keine andere, als Euch zu bitten, mein Zimmer, wenn dies eben thunlich wäre, durch Eure Tochter reinigen zu lassen."

Wer beschreibt das Erstaunen der guten Frau bei Anhörung dieser Worte! Das Zimmer zu reinigen! Schon seit längerer Zeit war es ihr Wunsch, daß dieß geschehen möge. Sie wußte wohl, daß jenes Zimmer wegen der darin herrschenden Unordnung ihrem Hause Unehre bringe, und sie dankte Gott, daß die Abgeschiedenheit und die zurückgezogene Lebensweise des Schusters keine Gelegenheit darbot, die Blicke der sie besuchenden Freunde auf sich zu ziehen und dieselben durch den leidigenden Anblick seiner Wohnung zu verletzen.

„Euer Zimmer reinigen! Mein Gott, gewiß, Herr Coombe. Meine Tochter wird nach eingenommenem Frühstücke an dies Geschäft gehen. Wollt ihr nicht mit uns frühstücken?"

„Meinen besten Dank," sagte David; „weil

Ihr so gastfreundlich seid, will ich gerne etwas davon kosten."

„Hier ist Elisabeth; komm hieher, mein Kind!" sagte Frau Dennis, indem sie sich an ein kleines, freundliches Mädchen wandte. „Eile dich, dein Frühstück zu verzehren. Herr Coombe wünscht, daß du hinunter gehest, um sein Zimmer in Ordnung zu bringen."

Frau Dennis sah ihre Tochter lächelnd an, indem sie mit den Augen bedeutungsvoll blinzelte. Diese blieb regungslos stehen, als sie den Besuchenden erblickte und sein Begehren vernahm.

„Mache voran, Elisabeth; beeile dich; vollende hier Alles, daß du nachher Herrn Coombe helfen kannst."

Und das kleine Mädchen that sein Möglichstes, bald fertig zu werden. Der Thee war schnell getrunken; das blondlockige Kind wurde auf einen Stuhl gesetzt und ein bleierner Löffel ward ihm zum Spielzeug gegeben, bis man Zeit fand, sich mit dem kleinen Wesen zu beschäftigen. Frau Dennis

bereitete einige Butterschnitten, bot selbe David an, der sie mit einer gewissen Verlegenheit hinnahm; denn es entging ihm nicht, wie seine schwarzen, schmutzigen Finger von den gebräunten, aber sehr reinlichen Händen seiner Wirthin abstachen.

Nach und nach fühlte sich David behaglicher. Zum ersten Male empfand er nach langen Jahren ein Gefühl von Zufriedenheit, das ihn glücklich machte. Das Zimmer, in dem das Frühstück eingenommen wurde, gewährte einen sehr freundlichen Anblick. Welch ein Unterschied mit jenem David's, welches so finster und unsauber war, und wie schien sich der Sonnenstrahl in der Frau Dennis Zimmer zu gefallen! Bald glänzte dieser auf dem Theekessel; bald schwebte er um Frau Dennis; bald beleuchtete er den Rücken der alten Hauskatze oder verbarg sich zwischen den Blumen auf dem Fenstergesimse. Als das Kind sein Frühstück beendet hatte und wieder auf dem Boden saß, sah man den Sonnenstrahl sich in dem kleinen Spielzeug abspiegeln, welches dasselbe in den Händchen hielt.

Immer mehr und mehr sah man ihn erglänzen, während das Kind den Löffel hin und her schwang.

„Wie doch die Sonne in dieses Zimmer scheint!“ — bemerkte David endlich ganz schüchtern; — das müßt Ihr doch sehr vermissen, Frau Dennis, wenn es finster wird und regnet?“ —

„Nein, Herr Coombe, das ist für uns kein Entbehren; denn hier fehlt die Sonne nie und wir schenken dem Wetter keine Aufmerksamkeit. Wenn wir gesund und alle vereint sind, fühlen wir uns zu glücklich, um daran zu denken. Du bist meine Sonne, nicht wahr, mein Liebchen?“ sprach Frau Dennis, indem sie das auf dem Boden sitzende Kind in ihre Arme nahm und es mit Küssen bedeckte. „Ja, du bist die Sonne deiner Mutter, nicht wahr, mein Kleinod?“ —

Wir wollen hoffen, daß das Kind in Zukunft für die Liebe seiner Mutter empfänglicher sein wird; denn jetzt schrie es aus allen Kräften, damit es wieder auf den Boden gesetzt würde und sein Spiel auf's Neue beginnen könnte. Dennoch hatten diese Worte

auf David Eindruck gemacht. Er wähnte, während dem Schreien des Kindes die Stimme jener Erscheinung zu vernehmen, welche folgende Worte an ihn gerichtet hatte:

„In diesen Herzen, David, findet sich immer ein Sonnenstrahl."

Elisabeth räumte bald den Rest des Frühstücks auf und, die große Schürze umbindend, beeilte sie sich, in die dunkle Stube hinabzugehen.

„Werde ich dort Seife finden, Herr Coombe? oder soll ich welche mitnehmen?"

„In der That" — antwortete David erröthend, — „in diesem Augenblicke habe ich keine; oh! oh!"

„Dieses thut nichts," sagte Frau Dennis zu ihrer Tochter; „nimm Seife und Wasser und Bürste und Alles, was nöthig ist."

Sie errieth, daß alle diese Dinge David fehlen mußten; aber aus Zartgefühl wollte sie ihn diese Vermuthungen nicht ahnen lassen. Versehen mit allem Erforderlichen begab sich Elisabeth in

David's Kammer, während dieser ausging, um eine Arbeit in ein etwas entferntes Haus zu tragen. Vorher nahm ihm Frau Dennis noch das Versprechen ab, daß er bei ihr das Mittagsmahl einnehmen werde, wenn bis dahin sein Zimmer nicht in Ordnung sein sollte.

Coombe ging wie gewöhnlich mit schleifendem Gange hinweg, und sann dabei über den Eindruck nach, den der Anblick seiner gereinigten Wohnung in ihm hervorrufen würde. Er war begierig, ob wohl ein neuer, eben so sonderbarer Traum wie der erste ihn überraschen, und endlich, ob jetzt ein Sonnenstrahl sein Zimmer beleuchten würde.

Während er dem Laufe seiner Gedanken folgte, wanderte er von einer Straße in die andere und trat endlich in einen kleinen Hof, wo er einen Theil seiner Arbeit zurücklassen und Geld dafür einnehmen sollte; wenigstens hoffte er es.

Er klopfte an eine Thüre, welche offen stand; — man antwortete ihm nicht. Er klopfte von Neuem; — gleiches Stillschweigen. — David be-

gann Kälte zu empfinden und ungeduldig zu werden; er hustete deßhalb laut, um seine Gegenwart kund zu geben. Hierauf fragte eine schwache und klägliche Stimme:

„Wer ist da?“

„Ich bin es,“ — erwiederte Coombe.

„Kommt nur herein, wenn es Euch beliebt; denn ich vermag mich nicht zu erheben.“

David befand sich bald in einem Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte. Da fand er einen Mann auf dem Schmerzenslager hingestreckt und dieser schien viel zu leiden. Große Unordnung und Unreinlichkeit herrschte in dem Zimmer und das letzte Scheitlein Holz glomm noch in dem Kamin.

„Ihr habt meine Stiefel gebracht, David; aber ich kann mich ihrer nicht bedienen, denn ich fühle mich sehr krank.“

„Ich bedaure, dies zu hören“, entgegnete David.

„Meine Frau ist vor zwei Stunden ausgegangen und ich befinde mich hier ganz allein und unglücklich. Ich vermuthe, sie hat sich entfernt,

um etwas zu unserm Lebensunterhalt ausfindig zu machen; gestern sind wir nüchtern geblieben. Wie ich Euch bezahlen soll, Coombe, auf mein Wort, das weiß ich wahrlich nicht."

Der schwere Seufzer, der diese Worte begleitete, offenbarte die körperlichen und geistigen Leiden des armen Kranken. Es entstand eine Pause und David sagte zu sich: „Zwei Schillinge und acht Pfennige, welche ich bei mir habe, und achtzehn Pfennige, welche ich an einem andern Orte zu erhalten hoffe; — nun gut, ich werde diese Forderung opfern." Dann sprach er laut: „Was die Bezahlung betrifft, braucht Ihr Euch nicht zu beunruhigen; das Beste, was Ihr zu thun vermögt, ist, bald gesund zu werden, diese Stiefel zu benützen und sie neuerdings zu durchlöchern; der alte Coombe wird sie wieder ausbessern, und Ihr braucht ihn erst dann zu bezahlen, wenn Ihr's vermöget."

Bei diesen Worten öffnete der Kranke seine eingefallenen Augen und sah David's schmutzige Gestalt mit Erstaunen an, reichte ihm die ma-

gere Hand und sagte mit schwacher, zitternder Stimme:

„Möge Euch der gute Gott dafür segnen; das ist die wahre Barmherzigkeit! — Wollt Ihr mir den Gefallen erweisen, David, den Bettvorhang mehr vorzuziehen, denn die Helle ist zu grell.“

Das Krankenzimmer ward in diesem Augenblicke vom Sonnenlichte erfüllt; einer ihrer freundlichen Strahlen ruhte auf dem Haupte des Schuhflickers. —

David verabschiedete sich von seinem Freunde und ging seiner Wege. Er war nicht mehr derselbe, er empfand eine glückliche Veränderung; sein Herz war froher gestimmt, seine Gedanken kehrten zu vergangenen Zeiten zurück, dunkel erinnerte er sich grüner und lachender Wiesen, an Ballspiele, bei denen er den Preis davon getragen hatte. Sein Schritt ward plötzlich sicherer, bestimmter und gelenkiger. Es dünkte ihm, eine Stimme zu hören, welche folgende Worte wiederholte:

„Hierin, David, liegt die wahre Barmherzigkeit. In jenen Herzen, welche sie ausüben, findet sich immer ein Sonnenstrahl."

Ein Schrei des Entsetzens weckte ihn plötzlich aus seiner Träumerei. Er gewahrte ein Pferd, das nahe an ihm vorbei rannte; auf demselben saß ein junges Mädchen, welches nicht mehr im Stande war, es zu beherrschen.

„Hier wird ein Unglück geschehen, oh! oh!" rief David aus. „Warum wird das Pferd nicht aufgehalten? Niemand naht sich der jungen Dame zur Rettung! — Nun gut, ich werde es thun."

Mit diesen Worten fiel er dem Pferde in die Zügel und einen Augenblick nachher ruhte das Haupt des ohnmächtigen Mädchens auf den Schultern des alten Schuhflickers. Eine große Menschenmenge hatte sich um Coombe und das Pferd versammelt. Jeder wollte einen Rath ertheilen; aber man ward nicht einig, was anzufangen sei, als

sich plötzlich ein Herr mit einem Angesichte so blaß, wie der Tod, nahte, um sich zu erkundigen, ob das junge Mädchen verwundet sei.

„Nein, mein Herr!" — lautete die Antwort; „sie ist nur erschreckt und ohnmächtig." Jeder bezeichnete David als ihren Lebensretter. Aber David hatte die Bürde andern Armen anvertraut und war bereits unter der Menge verschwunden. Der Vater des Mädchens war so beschäftigt, sie zu einem Apotheker tragen und ihr dort die nöthige Hilfe geben zu lassen, daß er dem Gerede der Volksmasse kein Gehör schenkte.

„Oh! oh!" — rief David aus, nachdem er einige Schritte gegangen war; „gerne möchte ich wissen, ob man dies Thatkraft nennt."

Der zweite Kunde, zu dem er sich begab, bezahlte ihm die achtzehn Pfennige, und David schlug den Weg zu seiner Wohnung ein. Der rauhe Westwind, welcher seit einigen Tagen herrschte, saus'te unsanft um seine Ohren und füllte seine Augen mit Staub; aber er schenkte all dem keine Aufmerksamkeit, denn

er fühlte nicht mehr die Kälte, wie früher, und schien gänzlich erwacht aus dem grauenvollen Zustande des Stumpfsinnes. Sein altes Herz war wie neu belebt, und er dachte, daß die Worte der Erscheinung wahr sein könnten, welche ihm mitgetheilt hatte, wie die Sonnenstrahlen bisweilen die Herzen besuchen; denn sonst wäre das seine nicht so mit Wärme erfüllt gewesen, da sonst keine irdische Ursache bestand.

Bei seiner Heimkehr fand er an seiner Thüre Frau Dennis, die mit einer Nachbarin sprach.

„Tretet ein, Coombe, Euer Zimmer ist bereitet. Aber dies darf Euch nicht hindern, unsere Einladung anzunehmen; denn Ihr dürft Euer Versprechen nicht vergessen, bei uns zu speisen."

David, obgleich etwas verwirrt, nahm die Einladung an, und ohne in seine Wohnung zu gehen, folgte er der Frau Dennis in ein kleines Gemach, wo bereits das Tischtuch aufgebreitet war.

Schon seit vielen Jahren hatte David kein so angenehmes Mittagsmahl erlebt. Eh' man ihn

verabschiedete, ward er zur Weihnachtsfeier eingeladen. —

O David, du hast wohl Ursache, zu erstaunen; du hast wohl Ursache, nachdenkend dein Zimmer zu betrachten; dasselbe ist gar nicht mehr zu erkennen; nicht wahr? Der Boden gut gescheuert und mit weißem Sand bestreut; der Kamin wohl geschwärzt; in demselben ein kleines Feuer angezündet und Wasser für deinen Thee bereitet. Die Handwerkszeuge liegen geordnet eines neben dem andern da; das Fenster so hell, daß du auf die Straße sehen kannst. Du kannst Vorübergehende betrachten; du kannst besonders den Widerschein der untergehenden Sonne auf den gegenüber liegenden Fenstern beobachten. Deine zinnerne Theekanne glänzt wie Silber und steht auf dem kleinen Tische neben deiner Pfeife; deine gereinigten Teller liegen wohlgeordnet auf demselben. Wie sauber ist der kleine Tisch, welcher einst deiner Mutter gehörte! dein Lehnstuhl steht neben demselben, und auf dem Tische erblickst du — das Evangelien-

buch deiner armen Mutter, welches dir schon lange aus den Augen entschwunden war. Hoffentlich ist dies Grund genug, zu erstaunen. —

„Oh, oh!" rief David — nicht mehr traurig nach seiner alten Gewohnheit, sondern wie Kinder rufen: „Oh! oh!" wenn sie bei einem Zuckerbäcker durch die Schaufenster die Königskuchen betrachten.

Erstaunt trat er durch die Thüre, näherte sich dem Fenster, betrachtete es, betrachtete den Kamin, setzte sich auf den Stuhl, befürchtend, Alles sei nur eine Täuschung, ein Gesicht, das augenblicklich wieder verschwinden werde.

Doch nein, es war keine Täuschung, sondern eine willkommene Wahrheit. David steckte die Hände in die Tasche und rief hocherfreut aus: „Oh! oh!" Er wollte nun das heilige Buch berühren, welches einst seine Mutter besessen hatte. Sobald er es öffnete, warf die Abendsonne einen milden Schein auf folgenden Satz:

„Ermüdet nicht im Gutesthun, da ihr einst die Früchte hievon ärnten werdet."—

Als sich sein Erstaunen etwas gelegt und er alle durch Elisabeths Sorgfalt hervorgebrachten Veränderungen bewundert hatte, begab er sich abermals in die Wohnung der Frau Dennis, um ihr innig für alle erwiesene Güte zu danken.

„Ich komme," — sagte er, als die Thüre nach seinem leisen Anklopfen geöffnet ward, — „ich komme, Euch zu sagen, wie heimisch ich mich nun in meinem Zimmer fühle, und weil ich meine Schuldigkeit für die gehabte Mühe erfahren möchte. Wenn diese nicht mehr als drei Schillinge und zwei Pfennige beträgt, kann ich es gleich entrichten, wenn es eine größere Summe ausmacht, so muß ich Euch bitten, noch ein wenig Geduld zu tragen."

„Wo denkt Ihr hin, Herr Coombe, davon kann keine Rede sein. Meine Elisabeth ist ganz glücklich, Euch zufrieden zu sehen, und aus Eurem Munde zu hören, daß sie es gut gemacht hat und das Zimmer Euch nun behaglich ist; wir sind hiedurch hinlänglich bezahlt. Ferners ist's eine gute Uebung für Elisabeth, welche später in einen Dienst

treten soll; sie wird nun täglich Euer Zimmer in Ordnung bringen, wenn's Euch recht ist." —

„Sehr verbunden, Frau Dennis; ich bin nicht der Mann, der schöne Phrasen macht und der Dinge sagt, die er nicht denkt. Oftmals vermag ich sogar nicht Alles auszudrücken, was ich empfinde, und dieses ist jetzt der Fall. — Wollt Ihr mir die Hand reichen, Frau Dennis? Dieses geht nicht ab," fügte er hinzu, indem er seine schwarze Hand betrachtete, welche er darreichte.

„O, das fürchte ich nicht, Herr Coombe; ich fühle mich glücklich, Euch die Hand zu geben. Es ist Niemand auf dieser Welt, dem ich sie nicht reichen würde, reich oder arm, rein oder unsauber, gut oder bös. Was aber die Unreinlichkeit betrifft, — ein wenig Seife und Wasser ist das beste Mittel dagegen. Ich glaube, ein treuherziger Handdruck geht gerade zum Herzen und sagt mehr, als alle Worte. Euch hievon ein Beispiel zu geben, will ich Folgendes erzählen:

„Mein Mann besaß eine Schwester, die sich

sehr übel gegen ihn betragen hatte. Da faßte er den festen Vorsatz, sie nie mehr zu sehen und uns zu verbieten, sie zu besuchen. Nun gut; — dies quälte mich sehr und es störte auch meine Nachtruhe. Am Weihnachtsabende sagte ich zu meinem Manne: „Söhne dich aus mit Elise; sie ist die einzige Verwandte, welche wir haben; sie ist nicht reich, und ich kann dich versichern, mir ist das ganze Weihnachtsfest verdorben, wenn sie an diesem Tage an unserm Tische fehlt. Ich darf sie also einladen, nicht wahr, mein Lieber?" — „Mache, wie du willst" — sagte er. Diese Antwort war mir hinreichend; ich schickte augenblicklich zu Elise, um sie zu bitten, zu uns zu kommen. Sie kam. — Als ich sie erblickte, ging ich ihr entgegen, ergriff ihre Hand und drückte sie. Mein Mann that das Gleiche und alle unsere Kinder folgten unserm Beispiele. Niemand sprach ein einziges Wort; aber der Händedruck sprach am deutlichsten: „Elise, Alles ist vergeben, Alles ist vergessen; das Vergangene ist vergangen, daran werde nie mehr gedacht!"

O, wie glänzte der Sonnenstrahl beim Erzählen dieser Begebenheit auf dem gutmüthigen Gesichte der Frau Dennis! —

Man könnte sich keinen sanftern Schlummer wünschen als jenen, welcher nach diesem vollbrachten Tagewerke den armen Schuhflicker heimsuchte. Liebliche Bilder schwebten durch seine Träume; er vernahm harmonische Töne und wohlklingende Stimmen, welche ihm unaufhörlich zuflüsterten: „Dieses ist die wahre Frömmigkeit."

David sah mit Tagesanbruch auf und schaute durch's Fenster. Der eisige Wind des Vorabends hatte Schnee herbeigeführt, der die Erde bedeckte. Aber die schweren Wolken zogen sich langsam zurück und enthüllten von Zeit zu Zeit einen blassen Winterhimmel. David vermuthete, daß es ein freundlicher Tag werden möchte. Nach eingenommenem Frühstücke, das ihm besser, als seit vielen Jahren gemundet hatte, setzte er sich nieder zur Arbeit. Er bediente sich seiner Werkzeuge nicht mehr mit der gewohnten Gleichgiltigkeit, bewegte seine Finger hurtig,

und plötzlich entschlüpften seinen Lippen ungewohnte Töne. — David Coombe sang! —

Wolken umschleierten wieder den Himmel und dichte Schneeflocken fielen zur Erde. Das Wetter war traurig und finster; aber in David's Zimmer war es weder traurig noch finster; er fuhr fort, ganz heiter zu summen. Dies Summen hatte für David einen unaussprechlichen Reiz, denn es erinnerte ihn an die glücklichen Tage seiner Kindheit. Er fühlte, wie sein Herz sich verjünge, während er ein Lied aus jener guten alten Zeit trillerte. Es dünkte ihn, kleine Füße zu sehen, die nach dem Takte tanzten, kleine Hände, welche ihm Beifall zuklatschten; frohe Kindergesichter, die ihm freundlich zulächelten, und er meinte, jene längst verklungenen Töne wieder zu hören, denen die seinigen als Echo gedient hatten.

So verging die Zeit, bis Elisabeth herein kam, um das Zimmer in Ordnung zu bringen. Als er bemerkte, daß er ihr im Wege stehe — denn sie ließ ihn von einer Ecke in die andere

wandern, je nachdem sie es bei Reinigung seiner Stube für nothwendig fand — entschloß er sich endlich, dieselbe zu verlassen und auszugehen. Das Schneegestöber hatte etwas nachgelassen; aber David bekümmerte sich nun auch weniger um das Wetter und ging hurtig weiter. Bald erblickte er ein Kind von zwei bis drei Jahren, welches vor einer Hausthüre saß und bitterlich weinte. Neben ihm stand ein Mann, welcher einen Korb voll Brod auf seiner Schulter trug.

„Kennt Ihr diesen Kleinen?" fragte er David. „Er weint wohl aus Hunger, oder hat sich vielleicht gar verirrt?"

„Nein, ich kenne ihn nicht;" — erwiederte David. „Der arme Kleine! Was soll man mit ihm anfangen?"

„O nichts! — ihn dem Polizeidiener übergeben, das ist das Beste." — „Einem Polizeidiener? Das arme Kind! Eher werde ich dasselbe zu mir nehmen; da findet es doch Schutz gegen Kälte und Schnee. Wenn es nicht zurück-

gefordert wird, nun gut, so bleiben wir beisammen; nicht wahr, mein Kleiner? Willst du mit mir gehen?" —

David reichte seine Hand dem Kinde, welches sie augenblicklich erfaßte und, die großen, schwarzen, thränengefüllten Augen auf David gerichtet, stotterte es:

„Mutter! ich habe Hunger!"

„Oh! oh! wie lieb ist das Kind!" rief David aus, indem er es auf seine Arme nahm und beschwichtigte, daß es bald etwas zu essen bekommen sollte und auch die Mutter es bald holen werde. Dann führte er es in seine Wohnung; sein Wesen schien gänzlich verändert.

Seit vielen Jahren war er nicht so rührig gewesen, wie an diesem Tage. Er schnitt eine große Scheibe Brod für das Kind ab, setzte dasselbe auf einen Stuhl neben dem Feuer, das Elisabeth angezündet hatte, zog ihm seine Strümpfe und Schuhe aus, welche ganz durchnäßt waren, und rieb die kleinen Füße mit seinen Händen, um sie zu er-

wärmen. Es hatte zu schneien aufgehört, die Wolken zertheilten sich und ein blasser, winterlicher Sonnenstrahl, welcher durch das Fenster drang, beschien das Kind, sowie David's schwarze, durch Arbeit verhärtete Hand, die den Findling sanft hielt. David rief oft in seiner Verlegenheit aus: „Oh! oh!" Er wußte sich nicht zu helfen, als das Kind nach seiner Mutter verlangte. Er hatte keine Uebung, mit Kindern umzugehen, und nachem er des Kleinen Hunger befriedigt, und seine Füßchen getrocknet hatte, wußte er kein Mittel, dessen Thränen zu stillen, was seinem Herzen weh that. Der Sonnenstrahl kam ihm aber zu Hilfe: als er sich in der zinnernen Kanne spiegelte, zog diese die Aufmerksamkeit des Kleinen auf sich. Die Thränen, welche noch an den dicken Bäckchen herab liefen, wurden bald zu glänzenden Tröpflein, und unter lieblichem Lächeln rief das Kind: „O, wie schön ist das!" David war entzückt. Er nahm die Kanne, und wiegte sie im Sonnenstrahle hin und her, und das Kind klatschte mit den Händen, um seine Freude aus-

zudrücken. Ganz befriedigt von seinem Erfolge begann auch David zu lachen. Es war seltsam, diesen Ausdruck der Freude in diesem Zimmer ertönen zu hören, wo sonst nur Trauer und Stillschweigen geherrscht hatten. Das Lachen des alten Schuhflickers, welches wie verrostet klang, mischte sich in das silberhelle Lachen des Kindes, dessen kurzes Leben noch nicht durch Sorgen und Kummer getrübt war. Während des Lachens vernahm David eine sanfte, wohlklingende Stimme, welche ihm sagte:

„Guter David; wohl verdienst du unsere Gegenwart.“

Nach Verlauf von einer Stunde hatte sich das Kind so gut in David's Zimmer eingewöhnt, daß dieser wieder an die Arbeit gehen konnte, und der Kleine unterhielt sich damit, herumzulaufen und das Werkzeug des Schuhmachers zu untersuchen. Der Sonnenstrahl verfolgte ihn überall und spielte bald auf seinen Händchen, bald auf seinem goldschimmernden Haare. David gab den größten Theil

seines bescheidenen Mittagsmahls seinem kleinen Schützling. Als er denselben essen sah, empfand er ein Gefühl von Zufriedenheit, und er freute sich, nicht mehr allein zu sein.

Die Nacht rückte heran. David nahm das Kind in seine Arme, und stimmte sein altes, vielgeliebtes Lied an, um dasselbe einzuschläfern. Bald schlossen sich dessen große, schwarze Augen und die langen Wimpern beschatteten die Wangen. Nun legte er den Knaben sanft auf seine Matratze, zündete ein Licht an und begann wieder zu arbeiten. Während er von Zeit zu Zeit das Kind betrachtete, sagte er zu sich selbst, daß er sich noch nie so glücklich gefühlt habe, wie heute. Plötzlich erregte der Laut einer Stimme seine Aufmerksamkeit. Die Straße, wo David wohnte, war so still, daß man daselbst selten einen Lärm vernahm; hie und da hörte man das Schreien eines bösen Kindes, das nach empfangener Züchtigung auf der Straße weinte, bis es endlich, hievon ermüdet, wieder mit einem andern Kameraden zu spielen begann, welcher

noch lärmender als er selbst war; eine der ersten ähnliche Züchtigung brachte ihn nach Hause, und das gewohnte Stillschweigen kehrte wieder zurück. Hie und da ertönte auch eine weibliche Stimme, welche einen häuslichen Streit ankündigte. Dieses waren die einzigen Ruhestörungen in David's Straße. Aber die Stimmen, welche er jetzt vernahm, schienen anderer Art. Neugierig zu erfahren, um was es sich handle, legte David die Arbeit bei Seite und lauschte. Man klopfte an die Thüre. — „Brennt es im Hause?" — David stand erschrocken auf und näherte sich der Matratze. War Geld darin verborgen? — Gewiß nicht! David besaß keinen Schatz; aber das Kind schlief daselbst. Der alte Schuhflicker stand neben demselben, um es beim ersten Schreckensrufe in die Arme zu nehmen. Es war Frau Dennis, welche die Hausthüre öffnete, indem sie ausrief:

„David, macht auf! Licht, wenn ich bitten darf! — Man verlangt Euch zu sprechen."

„Man verlangt mich zu sprechen? — mich?

— das ist sonderbar“ — dachte er; — „man bringt mir vielleicht Schuhe zum Ausbessern; desto besser.“

Er öffnete die Thüre und hörte, wie Frau Dennis zu Jemand sagte:

„Gerade vorwärts, wenn ich bitten darf; Herr Coombe hat bereits die Thüre geöffnet; stoßen Sie sich nicht an; nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht fallen. Ich fürchte, es ist ein Irrthum, denn gewiß hätte er mir das Ereigniß mitgetheilt.“ —

„O mein Herr!“ rief eine fremde Frau mit heftig erregter Stimme aus! „Haben Sie mein Kind gesehen? Meinen Sohn! meinen einzigen Sohn! Sprechen Sie, denn sonst verliere ich meinen Verstand!“

David war durchaus unvermögend, den Gang seiner Gedanken zu beschleunigen; es war daher verlorne Mühe, in ihn zu dringen; er brauchte einige Zeit, um zu verstehen, warum es sich handle, sowie um aus jenem geistigen Stumpfsinne herauszutreten, welchen die Gewohnheit des einsamen Lebens in ihm erzeugt hatte. Er mußte erst die

Bedeutung jener einzelnen Worte erwägen, sie dann zusammensetzen und hieraus endlich einen Gedanken bilden. Diese Operation ging in seinem Gehirne, in welchem seine Ideen durch lange Unthätigkeit verworren lagen, langsam von statten. Dann mußte David erst Worte für seine Entgegnung finden. So kann man sich vorstellen, daß er einige Augenblicke zögerte, unvermögend, der Frau zu antworten, welche in großer Aufregung vor ihm stand. Endlich sagte er:

„Ich weiß nicht, ob dieses Kind das ihrige ist," — dabei näherte er sich langsam dem Bette, wo der Kleine schlief und zeigte denselben der geängstigten Frau.

Ein Blick der Mutter reichte hin, ihren Sohn zu erkennen. Sie nahm das Kleinod in ihre Arme und drückte es gegen ihr Herz. Das Kind öffnete die Augen, und seine Mutter erkennend, umschlang es ihren Hals mit seinen beiden Aermchen.

„Wir sind nicht reich," — sagte die junge Frau zu David, und Freudenthränen füllten ihre

Augen; — „aber wie glücklich wären wir, wenn es etwas auf der Welt gäbe, das wir für Sie thun könnten! Mein Mann wird sich sehnen, Sie kennen zu lernen, um Ihnen für die Sorgfalt zu danken, die Sie unserm Sohne erwiesen haben. Er ist unser einziges Kind" — fuhr sie fort, indem sie es zärtlich betrachtete. „Kommen Sie doch Sonntags zu unserm Mittagsmahl; das wird uns Allen eine große Freude bereiten." —

„Danksagungen verlange ich keine," — entgegnete David. „In der Stadt essen, wozu mein Aussehen so wenig geeignet ist, wie mir scheint, — oh! oh!"

Und der arme David betrachtete seine alten Kleider. — „Dieses braucht Sie nicht zu kümmern; kommen Sie, wie Sie sind, wir erwarten Sie!" —

Die glückliche Mutter bezeichnete ihm ihre Wohnung, nahm das Kind und ging heim. Alle diese Begebenheiten hatten den armen David etwas aufgeregt; er konnte nicht einschlafen und brachte

die Nacht mit Ueberlegen zu, auf welche Weise er vor den Fremden erscheinen könne. Er beschloß, Alles Frau Dennis zu überlassen. Da der kommende Tag ein Samstag war, blieb ihm nur Ein Tag zur Vorbereitung; so mußte er sich denn mit einem praktischeren Geiste, als der seinige war, berathen. Am folgenden Morgen ließ er seine Thüre offen stehen, um mit Frau Dennis zu sprechen, ehe sie auf den Markt ging; denn er wagte es nicht, zu ihr hinauf zu gehen. Frau Dennis, von der weiblichen Neugierde getrieben, wartete nicht ab, gerufen zu werden, sondern begab sich zu David, um das Nähere über die Begebenheit des vergangenen Tages zu hören, und die Geschichte des Kindes zu erfahren.

Nachdem er ihr Alles erzählt hatte, begann er von dem wichtigen Gegenstande seiner Einladung zu sprechen. Was sollte er thun? Es schien ihm unmöglich, dieselbe anzunehmen. „Sie nicht annehmen?" rief Frau Dennis aus. „Hängt Eure Kleider diesen Abend vor die Thüre; mein Mann

wird Euch ein reines Hemd und eine Halsbinde leihen, ich werde Eure Stiefel schwärzen, und Ihr werdet sehen, daß man Euch für einen Edelmann halten wird. Geht, — es ist gut, sich Freunde zu machen und sie zu behalten. Dies ist meine Meinung, Herr Coombe; Niemand ist so unabhängig, daß er Freunde entbehren könnte. Der Verkehr mit Menschen verhindert das Verrosten unserer Fähigkeiten und Empfindungen." —

Eine beinahe kindische Neugierde weckte David schon frühe am folgenden Morgen. Er öffnete die Thüre, um seine Kleider zu nehmen; denn er war wohl überzeugt, daß seine vortreffliche Wirthin sie bereits gebracht habe. Er fand sie in der That wohlgebürstet und ausgebessert. Die gute Frau hatte sich später als gewöhnlich zu Bette gelegt, um Alles in Ordnung zu bringen. David fand auch ein reines Hemd, eine weiß und blau gestreifte Halsbinde; seine Stiefel waren gut gewichst und überdies erblickte er ein rothes Sacktuch, welches für den armen Schuhflicker ein unbekannter Luxus

war. David trug all dies in sein Zimmer und untersuchte jedes einzelne Stück mit einer unbeschreiblichen Freude, und indem er entdeckte, wie schwarz seine Hände gegen das weiße Hemd aussahen, erinnerte er sich des Rathes, den Frau Dennis ihm gegeben hatte, zündete Feuer an, wärmte Wasser und wusch seine Hände. Als sein Ankleiden vollendet war, hätte man auf seinem Gesichte ein Lächeln wahrnehmen können — ein Lächeln der Eitelkeit.

David war nicht mehr zu erkennen. O wie heiter schwebte der Sonnenstrahl in seinem Zimmer umher! Nun er so gut angezogen war, nahm sich der alte Schuhflicker vor, jedenfalls Geld beiseite zu legen, um sich einen Hut zu kaufen; denn es war klar, daß sein Hut ein zu trauriges Aussehen neben der Halsbinde, dem reinen Hemde und den glänzenden Stiefeln habe. Er war ungeduldig, Frau Dennis zu sehen, um ihr danken zu können, und er ließ wie gewöhnlich die Thüre offen, wenn er ihr etwas zu sagen hatte. Einstweilen begann er

sein Frühstück zu bereiten und seinen alten Hut zu bürsten. Die Glocken der Pfarrkirche begannen zu läuten. — „Nun wird Frau Dennis herabkommen; sie versäumt nie, pünktlich in die Kirche zu gehen; schon erblicke ich sie!" — und er ging ihr entgegen.

„Guten Morgen, Herr Coombe! ich bin gekommen, Euch zu bewundern; und ich finde Euch wirklich schön! nicht war, Elisabeth?" — Wollt Ihr mit uns in die Kirche gehen?" fügte sie plötzlich bei, da sie dachte, daß vielleicht David seines ärmlichen Anzugs halber sie nicht besuche.

„Nun gut; mit Freuden werde ich hingehen," — erwiederte er zögernd.

„Wohl! wohl!" rief Frau Dennis aus; „Elisabeth, hole seinen Hut." —

Das kleine Mädchen gehorchte, indem sie David mit erstaunter Miene anblickte. Bald darauf wanderten alle Drei gemeinsam zur Kirche.

Es wäre unmöglich, Alles zu beschreiben, was David empfand, da er endlich nach langen

Jahren wieder in die Kirche trat. Als er den Altar wieder sah, vor welchem er zum ersten Male die heilige Kommunion empfangen hatte, da erwachten in ihm alle Erinnerungen seiner Jugendzeit, vermischt mit einem Gefühle der Furcht, der Ehrerbietung und der Verlegenheit. Das Glück der guten Frau Dennis war beinahe eben so groß, weil es ihr gelungen war, den unglücklichen Mann zu leiten. Es war erhebend, ihren guten, freudestrahlenden Ausdruck zu beobachten, wenn sie von Zeit zu Zeit das gebeugte Haupt des alten Handwerkers betrachtete, und sich überzeugte, welch tiefen Eindruck die heilige Handlung auf ihn machte. Nach vollendeter Messe ertheilte der Priester dem versammelten Volke den Segen. Die erbaulichen Worte, welche derselbe sprach, erinnerten David an die Zeit seiner Jugend. Er folgte Frau Dennis langsam aus der Kirche, indem er zu sich selbst sagte: „Man empfindet den Frieden, der aus Gott kommt; aber man vermag ihn nicht zu beschreiben."

Er begab sich hierauf zu seinen neuen Freun-

den, die ihn mit Ungeduld erwarteten. Sobald er um die Ecke der Straße bog, ward er von ihnen erblickt. Sie eilten ihm entgegen und bald hielt seine, von der jahrelangen Arbeit verhärtete Hand das kleine Händchen des Kindes, welches mit ihm die ganze Wegesstrecke entlang plauderte. Von diesem Tage an speis'te David jeden Sonntag bei seinen dankbaren Freunden. Dem Kinde ward gelehrt, ihn Onkel David zu nennen, und er betrachtete die Sonntage wie gold'ne Punkte in seinem Leben. —

Die Zeit verstrich schnell und David fand nur selten sein Zimmer traurig und finster. Elisabeth hielt Alles in Ordnung und der treue Sonnenstrahl verließ ihn nicht mehr.

Eines Tages kam Frau Dennis und sagte ihm, daß zwei Damen sich bei ihr befänden, die ihn zu sprechen wünschten. Er beeilte sich, dem Rufe zu folgen und fand im Gange zwei schöngekleidete Frauengestalten, und die schönste und jüngste derselben heftete aufmerksam ihre blauen

Augen auf David. Nie hatte dieser den Eindruck eines solchen Blickes empfunden, und dieses verwirrte David, — den alten David.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie störe," — sprach zu ihm die junge Dame. „Haben Sie nicht vor einiger Zeit ein durchgehendes Pferd aufgehalten?"

David antwortete nach kurzem Ueberlegen:

„Freilich habe ich es aufgehalten." —

„O, wie glücklich bin ich, Sie gefunden zu haben," — erwiederte sie; — „mein Vater und ich suchten Sie schon seit langer, sehr langer Zeit. Ich bin das junge Mädchen, dem Sie das Leben gerettet haben, und ich konnte nicht ruhen, bis ich Sie entdeckt hatte. Durch eine Frau, welche für mich arbeitet, erfuhr ich endlich Ihre Wohnung; sie sprach mir von der Güte, welche Sie ihrem Kinde erwiesen haben. Es scheint mir" — fügte sie lieblich lächelnd hinzu, — „daß Gutes thun Ihr Handwerk ist."

Wer hätte in diesem Augenblicke nicht den armen Schuhflicker beneidet?

„Und was vermag ich in Zukunft für Sie zu thun?“ setzte das junge Mädchen hinzu.

Alle diese Worte gingen für David verloren. Er faßte die langen Sätze nicht; nur auf die letzten Worte heftete er seine Aufmerksamkeit und antwortete:

„Geben Sie mir Schuhe zum Ausbessern.“

Das junge Mädchen lächelte bei dieser einfachen Antwort und versprach, ihm welche zukommen zu lassen mit der Bedingniß, daß er sie selbst holen möge.

„Versprechen Sie mir zu kommen,“ — sagte sie, indem sie ihm ihre Wohnung angab.

„Nun, meine Schwester, wollen wir nach Hause eilen, um unserm Vater diese gute Nachricht zu bringen; wie glücklich wird sie ihn machen! — Wollen Sie mir die Hand geben, mein Herr?“ sagte sie, indem sie ihm ihr weiße, kleine Hand darreichte. „Ich schulde Ihnen so viel Dankbarkeit.“

Der arme Schuhflicker war bei diesen Worten nicht wenig verlegen. Er betrachtete seine Hand; wenigstens war sie jetzt rein, wenn auch hart und gebräunt. Er gab sie dem jungen Mädchen und stotterte folgende Worte: „Sehr gerne;“ — und sie mit Ehrfurcht grüßend, versprach er am folgenden Tage die Dame aufzusuchen. Seine Augen folgten ihr so lange, bis sie verschwand. Dann in sein Zimmer zurückgekehrt, sagte er zu sich selbst:

„Gut, endlich sind hier die reichen Leute angelangt, die ich schon lang erwartete. Ich denke, wenn ich alle Schuhe der ganzen Familie zu flicken erhalte, werde ich meine letzten Tage im Wohlstande zubringen.“

In diesem Augenblicke ward sein Zimmer von einem glänzenden Lichte erfüllt. Es dünkte ihm, dieselbe melodische Stimme zu vernehmen, welche im Traume zu ihm gesprochen hatte. Nun sprach sie: „David, durch deine eigne Anstrengung hast du Freunde gefunden. Du sahst sie nicht zu dir kommen nach gepflogenem Müßiggange und ohne

Benützung deiner vom Schöpfer dir verliehenen Kräfte." —

„Dies ist wahr!" — sagte er zu sich selbst. Er zündete seine Pfeife an und begann, zufrieden mit sich selber, zu rauchen. Die traurigen Gedanken, welche ihn einst beschäftigt hatten, belästigten ihn nicht mehr und er klagte längst nimmer, daß der Sonnenstrahl nie in seinem Zimmer erscheine, dasselbe zu erheitern.

Oftmals bat ihn die junge, schöne Dame, welche seine Wohlthäterin nunmehr geworden war, seine Wohnung gegen eine größere zu vertauschen.

Aber David wollte davon nichts wissen, er zog sein kleines Stübchen vor, welches er durch die Erscheinung geheiligt hielt. Auch liebte er auf seine Art die Familie der Frau Dennis, und wollte dieselbe nicht verlassen. Das junge Mädchen widersprach ihm dann auch nicht länger; aber sie ließ sein Zimmer mit einer Tapete zieren, die ganz mit Blumen besäet war, schmückte sein Fenster mit Pflanzen und gab seiner Wohnung, nach Davids Ansicht, ein

Aussehen, welches der Erscheinung des Sonnenstrahles würdig war. Oftmals hörte er, in dem neuen Lehnstuhle sitzend, den ihm seine junge Wohlthäterin verehrt hatte, ihrer milden Stimme zu, wann sie, die blauen Augen auf ihn gerichtet, vom Glauben sprach und ihn durch fromme Vorlesung erquickte. —

Einige Jahre nachher starb Coombe. Dem Leichenzuge folgten seine guten Freunde, die ganze Familie Dennis und sein angenommener Neffe.

„Das ist rührend," — sagte Frau Dennis bei der Rückkehr von der traurigen Ceremonie, die Thränen abtrocknend, welche ihrem Auge entquollen. „David pflegte stets viel von der Sonne zu reden und schien sie über Alles zu lieben, und wie sonderbar! — bei seinem letzten Athemzuge glänzte ein Sonnenstrahl auf seinem Gesichte, und als sein Sarg in's Grab hinein gesenkt ward, fiel ebenfalls ein heller Sonnenstrahl darauf."

Inhalt.